# Lebens-Abenteuer

der Fürstin

# Katharine Charlotte von Monaco,

Dritter Band.

# Alexander Dumas

# Schriften.

## Neue Reihe.

Herausgegeben

von

Ferdinand Heine

und

Dr. A. Diezmann.

22. Theil.

Leipzig,
Verlag von Chr. Ernst Kollmann.
1854.

# Leben und Abenteuer

der Fürstin

# Katharina Charlotte von Monaco,

Herzogin von Valentinois.

Veröffentlicht

von

**Alexander Dumas.**

Aus dem Französischen übersetzt.

**Dritter Band.**

Leipzig, 1854.

Verlag von Christian Ernst Kollmann.

## Erstes Kapitel.

Wie man leicht begreifen wird, war meine Empfindung in diesem Augenblicke eine Mischung von Freude und Schrecken. So war denn Peguilhin endlich wieder aus seiner Apathie erwacht! Diese unerschütterliche Ruhe war also nur Schein gewesen, auch er hatte gelitten! Er konnte nicht von mir lassen, er wollte mich seinem Nebenbuhler streitig machen, er betrachtete sich als meinen Herrn und Meister, er wollte mir nicht erlauben, über meine Person zu verfügen! Ach! mein Herz besaß er ja doch für immer!

Aber diese Drohungen! Ich kannte ihn darauf, daß er sie wahr machen würde, daß er Allem Trotz bieten und die Früchte einer dreimonatlichen Verstellung in einem einzigen unbesonnenen Augenblick wieder zerstören würde. Was sollte ich thun? Wie ihn zurückhalten? Wie konnte ich Herrn von Monaco verbieten, sich seiner ehelichen Vorrechte zu bedienen, ihm ein Zimmer verschließen, das ja nunmehr

das seine war? Auch einen stärkeren Geist, wie den meinigen, würde ein solches Dilemma in arge Verlegenheit gesetzt haben.

Ich rief Blondeau herbei, die mir von fern gefolgt war und vertraute ihr meine Unruhe und Sorgen an, nicht gerade um sie um Rath zu fragen — ich hasse die Rathschläge der Untergebenen und ich werde mich niemals so weit herablassen — sondern nur, um mir das Herz zu erleichtern.

„Ach, Mademoiselle!" rief sie, ohne zu zaudern, „nur der Herr Marschall kann Sie aus dieser Verlegenheit reißen. Wie, wenn Sie sich ihm geradezu anvertrauten?"

Mir selbst war schon der Gedanke eingefallen, aber es widerte mich an, ihn auszuführen. Mein Vater war fürchterlich in seiner Art und Weise zu scherzen; ich fürchtete seine Spötteleien mehr, wie ernste Worte. Schon einige Male seit dem Morgen hatte er mich fast zur Verzweiflung gebracht. Wahrscheinlich würde er auf diese, mir im Vorbeigehen, in einem dunklen Corridor nur flüchtig zugeraunte Drohung — denn Peguilhin war in derselben Secunde bei Blondeaus Annäherung wieder entflohen — kaum der Beachtung werth gefunden und sich höchstens darüber lustig gemacht haben.

Was aber sollte ich anfangen? Herr von Monaco, von dem Degen meines Cousins durchbohrt — das war ein Bild, das mir durchaus nicht als eine Möglichkeit in den Kopf wollte. Eine solche Gestalt, das Opfer der Eifersucht! Wie hätte irgend ein verständiger Mensch wirklich auf eine solche Fratze eifersüchtig werden und sich bis zum

Tragischen versteigen können? Das war ja gar nicht denkbar! Ich hörte schon im Geiste die Witzeleien des Marschalls über eine solche Befürchtung.

Und dennoch blieb mir kein anderes Mittel übrig. Ich legte meinen schönen zerrissenen Schleier ab und ging wieder hinunter, fest entschlossen, das Aeußerste zu wagen.

Die erste Person, die mir begegnete, war der Chevalier von Charny, ganz gestiefelt und reisefertig, traurig und niedergeschlagen.

„Mein Himmel, Herr von Charny!" rief ich, „was haben Sie, und wo wollen Sie denn in diesem Aufzuge hin?"

„Abreisen, Madame, auf der Stelle."

„Abreisen?"

„Ja, mit dem Herrn Marschall, Herrn von Peguilhin und Herrn von Louvigny."

„Louvigny, Peguilhin, mein Vater? Aber wohin denn? Was soll denn das bedeuten?"

„Wir brechen sogleich nach Pau auf; ein Courier ist so eben mit Depeschen an den Herrn Marschall gekommen, und ruft ihn nach Pau, wohin er uns mitnimmt."

Ein Stein fiel mir vom Herzen! — Ach! dachte ich, mein Vater! mein Vater! er denkt doch auf Alles! — Dem Himmel sei Dank, ich brauchte ihm Nichts zu vertrauen. Ich verließ Charny bedeutend erleichtert, wenn auch noch nicht vollkommen beruhigt. Würde Peguilhin dem Marschall folgen? Würde er sich nicht zum Ungehorsam hinreißen lassen? — Ich sah mich überall nach ihm und dem Marschall um; Guiche, der mich lächelnd beob-

achtete, raunte mir zu, daß Beide in des Marschalls Zimmer eingeschlossen wären. Mein Loos ward also in diesem Augenblicke verhandelt.

Später erfuhr ich natürlich von Lauzun den ganzen Verlauf dieser Unterredung.

Der Marschall hatte Lauzun am Fuße der Treppe begegnet, noch ganz erhitzt und aufgeregt von seiner flüchtigen Begegnung mit mir. Er fing ihn sogleich ab und nahm ihn, nicht ohne Widerstreben, mit sich. Als sie an das Bücherkabinet gekommen waren, ließ ihn der Marschall vorantreten, folgte ihm dann und riegelte hinter sich die Thüre zu. Dann stellte er sich dicht vor Peguilhin hin, sah ihm scharf ins Auge, als ob er auf dem tiefsten Grunde seiner Seele lesen wollte, was aber den verwegenen Burschen nicht im Mindesten aus der Fassung brachte.

„Mein Herr," begann der Marschall endlich, „ziehen Sie augenblicklich Ihre Stiefel und ihren Balandras*) an und halten Sie sich bereit, mich zu begleiten; wir reisen sofort ab."

„Verzeihung, Herr Marschall, aber das ist unmöglich."

„Oho! unmöglich! — und warum?

„Ich bin nicht im Stande zu Pferde zu steigen."

„Wirklich? Und doch scheinen Sie mir ziemlich flink und munter; denn mich will bedünken, Sie sind auf dem Wege, Narrenspossen zu treiben, und davon will ich, wenigstens unter meinem Paniere, Nichts wissen."

„Ich verstehe nicht, was Sie sagen wollen, mein Herr."

*) Eine Art Ueberwurf, ähnlich unseren heutigen Paletots.

„Desto besser verstehe ich, oder errathe ich vielmehr, was Sie thun wollen. Das sind jugendliche Seifenblasen, Windbeuteleien! Seit dem Morgen beobachte ich Sie genau und Ihre Augen verrathen Sie, mein armer Junge. Sie haben es noch nicht sehr weit in dergleichen Dingen gebracht, obwohl Sie für die Zukunft viel versprechen."

„Der Herr Marschall erzeigt mir zu viel Ehre."

„Lassen Sie diesen ironischen Ton bei Seite und achten Sie wohl auf das, was ich Ihnen zu sagen habe. Ich brauche mich mit Ihnen nicht auf schöne und sentimentale Redensarten einzulassen, denn wir verstehen einander vollkommen, auch mit halben Worten. Also: Sie wissen, daß die Vermählung Sr. Majestät des Königs in Saint-Jean-de-Luz stattfinden soll."

„Ja, mein Herr."

„Ihr Herr Vater hat sich entschlossen, Ihnen das Commando über die Compagnie der adeligen Hellebardiere, welches erst nach seinem Tode auf Sie übergehen sollte, schon jetzt abzutreten, und Se. Majestät haben es genehmigt."

„Davon wußte ich noch Nichts."

„Ich aber weiß es. Dies Commando ist demnach Ihr förmlicher Eintritt an den Hof, gleichsam Ihr erster Schritt auf der Laufbahn des Glücks. Der König wird Sie jeden Tag sehen, Sie, den er jetzt kaum noch kennt und — ich müßte mich entweder gewaltig in Ihnen täuschen, oder Sie sind der Mann dazu, sich in einer guten Position auch gut zu behaupten."

Ein Blitz flammte in Lauzuns Augen auf; doch schwieg er.

„Ich erhalte so eben eine Depesche von Sr. Eminenz,“ fuhr der Marschall ruhig fort, „die mich nöthigt, augenblicklich nach Pau aufzubrechen, ja vielleicht bis Bayonne. Ich bedarf in einer dieser Städte eines Stellvertreters, eines zweiten Ichs, wenn ich sie verlasse, und habe an Sie dabei gedacht. Sie werden da Ihre Zeit zwei oder drei Wochen lang höchst angenehm zubringen. Die Frau Marschallin und Madame de Valentinois werden daselbst Ihro Majestäten erwarten, denen ich entgegen gehen muß; dann werden Sie den Damen als Ehrenstallmeister auf der Fahrt nach Saint-Jean-de-Luz dienen, wo Ihre Compagnie Ihrer warten wird. Ich hoffe, mein Herr, Sie werden mir zugestehen, daß ich ein sehr wohlwollender Verwandter bin und die Sachen nicht ganz übel einzurichten verstehe. Meinen Sie nicht?“

Peguilhin machte eine dankende Verbeugung.

„Sie werden sich dagegen entschließen müssen, mir heute Ihre Bequemlichkeit zu opfern, mir freundlichst zu folgen und Gott Hymen seine Fackel in Frieden auslöschen lassen, um die Ihres Ruhmes anzuzünden. Es ist dies nicht sowohl ein Befehl, den ich Ihnen ertheile, als vielmehr eine Bitte, die ich an Sie richte.“

Peguilhin liebte mich wirklich, wenigstens damals, und war sicher wüthend über meine Vermählung und auf meinen Mann; aber die erste und Hauptleidenschaft dieses Mannes war und blieb stets der Ehrgeiz, Stolz und

Ruhmsucht, und diese Saite verstand mein Vater mit höchster Meisterschaft zu spielen.

Dennoch sah er, daß Peguilhin noch nicht recht geneigt schien, sich im Guten zu fügen, denn dieser schwieg noch immer finster.

„Es wäre in der That bedauerlich," fuhr der Marschall fort, „wenn Ihr Unwohlsein Ihnen den üblen Streich spielte, Sie heute Abend an der Abreise zu hindern, denn dann — gute Nacht, Hellebardier-Compagnie, gute Nacht, Commando von Bayonne, keine Herzogin von Valentinois mehr bei Hofe, folglich keine Fürsprecherin und Beschützerin ihres Cousins, und folglich auch keinen Ruhm, kein Glück mehr für ihn. Das wäre eine recht garstige Krankheit, ärger wie die sieben Landplagen Egyptens, das versichere ich Ihnen. Sie könnte Sie vielleicht bis nach Spanien werfen, oder sonst in einen Winkel, je nachdem die Verbannung Sie von einem Orte zum anderen treiben würde. Es wäre wahrlich Schade um Ihre glänzende Zukunft, mein armer Graf, und es sollte mir aufrichtig leid thun."

Herr von Lauzun ist von der Natur mit einem Fassungsvermögen, einer Schärfe des Ueberblicks, einer Schnelligkeit im Entschließen ausgestattet, wie sie nur wenig Männern gegeben ist. Die verblümten Andeutungen meines Vaters reichten vollkommen hin, ihm den zu seinen Füßen gähnenden Abgrund erblicken zu lassen, und er war nicht der Mann darnach, sich blindlings hineinzustürzen. Mit einem einzigen Satze war er darüber hinweg.

„Um wie viel Uhr steigt der Herr Marschall in den

Wagen?" frug er wie Jemand, der mit seinen Entschließungen vollkommen im Reinen ist.

„Noch in dieser Stunde, mein Herr. Sie haben eben noch so viel Zeit, Ihren Mantelsack zu schnüren."

„In zehn Minuten stehe ich zu Befehl, Herr Marschall."

Mein Vater winkte ihm einen freundlichen Entlassungsgruß zu, und sobald er Peguilhin nach seinem Zimmer eilen sah, kam er wieder zu uns.

Man hatte sich in dem Abendzimmer meiner Mutter versammelt; der ohnedies schon ziemlich ernste und langweilige Zirkel war durch die Nachricht von der schnellen Abreise des Marschalls noch ernster und langweiliger geworden. Ganz im Hintergrunde, im tiefsten Schatten, gewahrte ich Biaritz's bleiches Gesicht, der unbeweglich wie eine Bildsäule stand und mir erschreckende Blicke zuschoß. Bassompierre und Charny waren ein Paar Stumme, und Herr von Monaco hatte sich ein Lächeln ausstudirt, in dem alle Dummheiten, die er jemals gesagt und noch im Leben zu sagen gedachte, vereinigt ausgeprägt waren.

Mein Vater kam gerade auf mich zugeschritten, reichte mir die Hand und führte mich an den Kamin, wo eben Niemand stand.

„Madame de Valentinois," sprach er leise, „ich erfülle meine Obliegenheiten als Vater bis zum letzten Augenblick; ich hoffe, daß Sie der Ihrigen eingedenk sein werden und daß Mademoiselle de Gramont sich würdig des Hauses zeigen wird, aus dem sie stammt. Sie haben ein schönes Spiel Karten in der Hand; versäumen Sie ja kei-

nen Stich, Sie würden es sonst Ihr ganzes Leben hindurch bereuen.“

Er wartete keine Antwort von mir ab, sondern kehrte zu meiner Mutter zurück, mit der er sich noch unterhielt, bis ihm die Stallmeister meldeten, daß Alles zu seiner Abreise bereit sei. Meine Anbeter folgten mir auf Schritt und Tritt nach, wie Leidensbilder, mit Ausnahme Karls des Großen, der sich nicht von der Stelle rührte. Ich glaube, wenn er Herrn von Monaco an irgend einer einsamen Stelle seiner Berge in diesem Augenblicke allein gehabt hätte, er würde mich sehr schnell zur Wittwe gemacht haben.

Ihn sah ich nicht wieder im Salon, bemerkte auch den Aufbruch meines Vaters nicht eher, bis mir das Rollen der Wagen im Schloßhofe seine Abreise verkündete; es war mir, als ob die Räder mir übers Herz gingen.

Der Zirkel währte nicht mehr lange. Meine Mutter liebte es, ihren alten Gewohnheiten treu zu bleiben, so bald es ihr nur irgend verstattet war. Ich ward endlich mit großem Pomp in das Schlafzimmer geleitet; ich hatte so lange und so inständigst gefleht, daß man mir die Ceremonie des Brauthemdes und andere derartige Albernheiten erlassen möge, bis man endlich darein willigte. Wir waren ja nicht am Hofe, und zu jener Zeit hielt man noch nicht so streng auf alle dies unausstehliche Ceremoniell, wie jetzt; der hochselige König war nicht so versessen darauf, wie unser jetziger Herr; man hielt sich noch an die Moden Ludwigs XIII., denn unser geliebter Sire hatte noch nicht gezeigt, was er unter Mazarins Leitung werden sollte.

Meine Mutter und Frau von Basté umarmten mich unter bitterlichen Thränen, nachdem sie mir Beide die üblichen Erbauungsreden gehalten hatten. Ich weiß eigentlich nicht, weßhalb sie weinten, da sie mich dabei doch so über alle Begriffe glücklich priesen. Guiche, der vom Herrn Bräutigam kam, drang gegen alle Etiquette in das Schlafzimmer, um mich zu umarmen und mit seinen Witzen zu peinigen; er fand mich reizend in meinem Spitzendeshabillé und meiner Haube, setzte seine Späße bis zum letzten Augenblick fort und sprang endlich mit den Worten zur Thüre hinaus:

„Da kommt Se. Hoheit!"

Die heutige Etiquette verlangt, daß man sich in der Brautnacht wo möglich im Angesichte von ganz Frankreich zu Bett lege, und ich glaube, mein Herr Bräutigam würde sich das ganz gern haben gefallen lassen; ich hatte mich aber, dem Himmel sei Dank! von dieser Abscheulichkeit emancipirt. Ich erwartete also Herrn von Valentinois, allein mit meiner Blondeau, und hatte die anderen Kammerfrauen fortgeschickt, sehr traurig, sehr niedergeschlagen, aber doch heroisch entschlossen, die guten Rathschläge meines Vaters getreulich zu befolgen.

Er trat ein — —

In seinem eben so reichen, wie lächerlichen Deshabillé glich er vollkommen dem dicken Guillaume in der Comödie. Auf dem Kopfe trug er eine ungeheure, glockenförmige Nachtmütze mit farbigen Atlasschleifen verziert, die so über die Maßen possirlich war, daß ich vor Lachen hätte weinen müssen, wäre ich nur leider nicht die Heldin dieses traurigen

Possenspieles gewesen. Blondeau aber konnte sich, trotz ihrer Traurigkeit, nicht halten und verbarg sich hinter meine Gardinen. Ein Kammerdiener und zwei Pagen folgten ihm, mit alle jenen tausend italienischen Nichtigkeiten beladen, ohne welche er nicht schlafen konnte: Reliquien, Heiligenbilder, Bonbons, ich weiß nicht, welche mechanische Kunstuhr mit einem Hahne obendrauf, der die Stunden abkrähete, zwei oder drei Flacons, ein Gefäß mit Weihwasser, einige Gebetbücher und ein Rosenkranz.

Es bedurfte eines besonderen Tisches neben dem Bette, um alle diesen Krimskrams aufzustellen. Herr von Valentinois hatte mich so ernst und gravitätisch begrüßt, wie ein König, der eine Audienz ertheilen will, worauf er sich nicht weiter um mich bekümmerte, sondern sich nur mit seinen Schlafvorbereitungen beschäftigte und mit seinen Leuten italienisch sprach, das ich damals noch nicht verstand. Ich meinte, es würde kein Ende nehmen, aber es hatte doch eines und wir befanden uns allein. Bevor Blondeau mich verließ, küßte sie mir die Hände und beschwor mich, Muth zu fassen; das arme Kind beneidete mich nicht.

Nachdem Herr von Valentinois sich überzeugt hatte, daß alle Thüren wohl verschlossen waren, machte er mir abermals eine Reverenz. Man denke ja nicht etwa, daß er schon alt war, er war im Gegentheil noch jung, nur zu jung, kaum einige Jahre älter als ich. Sein Großvater lebte und regierte noch; wir sollten also noch zwei Generationen warten, bis wir an die Reihe kamen. Demohngeachtet währte es nicht lange, wie man weiterhin sehen wird.

Herr von Monaco kniete auf einen Betschemel und verweilte da über eine halbe Stunde, die Hände andächtig gefaltet, die Augen gen Himmel gerichtet — ich hätte beinahe gesagt, wie ein wahrer Heiliger, wenn er nicht so entsetzlich dumm ausgesehen hätte.

Zwei Wachskerzen brannten an meiner Bettsäule; ich beging die Schelmerei, sie auszublasen und uns Beide so in dichte Finsterniß zu hüllen.

„Was soll das heißen, Madame?“ frug er.

„Ich weiß nicht, mein Herr,“ rief ich mürrisch.

„Soll ich Ihre Frauen oder meine Leute rufen, um Licht bringen zu lassen?“

„Nein, nein; es ist nicht nöthig.“

Er antwortete nicht, aber ich hörte ihn noch lange hin und hergehen, ohne sich mir jedoch zu nähern, knurrend und brummend unter seinen Siebensachen herumkramen. Endlich legte er sich zu Bett!

Die Winternächte sind lang; diese aber erschien mir als die längste, wie sie mir die schrecklichste meines Lebens war. Mit schmerzlicher Ungeduld erwartete ich den Anbruch des Tages. Es giebt keine Marter, die mit dieser zu vergleichen wäre, und die Männer können sich niemals einen Begriff davon machen. Beim ersten Morgenschimmer stahl ich mich aus dem Bette; mein Mann schlief hart und fest, ich hatte gar nicht das Herz, ihn anzusehen. Glücklich gelangte ich zu Blondeau. Das gute Mädchen hatte sich gar nicht zu Bett gelegt, sondern war auf dem Stuhle eingeschlafen, einen Rosenkranz in der Hand; ohne Zweifel hatte sie noch für mich gebetet. Ich warf mich auf ihr

Bett und zerfloß in Thränen, bis ich vor Kummer und Müdigkeit auch einschlief.

Nach etwa einer Stunde erweckte mich das Geräusch der im Corridor hin und hergehenden Dienerschaft. Ich mußte wieder in das verhaßte Zimmer zurück; der Prinz hatte sich noch nicht geregt. So leise wie möglich warf ich mir selbst ein Morgenkleid über.

Endlich schlug er die Augen auf, glotzte mich groß an, und knurrte dann mit so mürrischem Tone, wie sein Gesicht:

„Element noch einmal! Jetzt, Madame, sind Sie meine Frau, und hoffentlich werden Sie nicht bezweifeln, daß das eine große Ehre für Sie ist. Lassen Sie es sich aber zugleich gesagt sein, daß, wenn es Ihnen jemals einfallen sollte, das Beispiel Ihrer Großmütter, oder Tanten, oder Anderer Ihrer Sippschaft nachzuahmen, Sie sich sehr schlecht dabei befinden würden."

Wer nach Obigem Charlotte von Gramont kennt, der wird sich denken können, wie sie diese dumme Grobheit aufnahm und welche Wirkung sie hervorbrachte!

---

## Zweites Kapitel.

Meine erste Regung war eine so heftige Zorneswallung, daß ich meinte, ich werde daran ersticken. Ich hatte nicht die Kraft zu sprechen, so empört war ich. Er aber schien ganz stolz auf seinen Meisterstreich und sah mich von der Seite mit dem höhnischen Ausdrucke eines Menschen an, der nunmehr seiner Herrschaft sicher zu sein glaubt und sich fest in den Sattel setzt.

Mir war es im nächsten Augenblicke klar, daß ich für immer seine Sklavin sein würde, wenn ich ihm nicht auf entschiedene Weise zeigte, mit wem er es zu thun habe. Ich kannte den werthen Herrn, seinen stumpfen, bornirten, kleinlichen, störrischen, stupiden Sinn; ich wußte auch, daß alle diese schönen Eigenschaften mit den Jahren nur noch schlimmer würden, und daß nur Entschlossenheit und fester Wille diesen Alpenbären bändigen könnten. Nach wenigen

Sekunden war ich bereits soweit wieder Herrin meiner selbst, um ihm ruhig und bestimmt erwidern zu können:

„Sie vergessen wahrscheinlich, wo Sie sind, und wer ich bin, mein Herr, daß Sie so großes Gewicht auf die Ehre legen, die Sie mir erzeigen, und daß Sie es wagen, meine Familie zu beschimpfen."

Er sah mich ganz erstaunt an, daß ich den Muth hatte, ihm zu antworten; ich aber ließ ihm nicht Zeit, sich zu besinnen, sondern fuhr fort:

„Ich würde eine solche Erklärung nicht herbeigeführt haben, wenigstens nicht so schnell; da Sie es aber gethan haben, so nehme ich sie an; es ist um so besser, bei Zeiten zu wissen, woran wir uns beiderseits in Zukunft zu halten haben. Mein Haus steht wohl auf einer Stufe, daß es überall für ebenbürtig mit dem Ihren gelten kann; ich liebe derartige Redensarten nicht und dies ist keinesweges das Mittel, um mich zu einer ergebenen Frau zu machen. Ich gebe niemals und unter keiner Bedingung dem Zwange nach; gegen Befehle weiß ich mich zu sträuben, selbst wenn ich geneigt wäre, auf Bitten zu hören. Ich bin Ihre Frau, das ist allerdings wahr, aber ich bin auch Herzogin von Valentinois; ich weiß selbst recht gut, was ich diesem Namen, was ich meinem Range und Stande schuldig bin, ohne daß Sie mich erst daran erinnern."

Das Gesicht des Fürsten, aufrecht im Bette sitzend, seine vom Liegen zerknitterte Glockenmütze auf dem Kopfe, unter der rings herum die Papillotten herausstarrten, (zu jener Zeit waren die Perücken noch nicht in die Mode gekommen,) ist nicht zu beschreiben. Wie ich schon gesagt

habe, wäre der Anblick nicht ein so widerwärtiger, und der Augenblick nicht ein so ernster gewesen, ich hätte herzlich darüber lachen müssen. Er sah aus wie ein ertappter Sünder. Dennoch versuchte er es, seine Impertinenzen von vorn anzufangen, aber ich ließ ihn gar nicht zu Worte kommen, und bevor ich noch das Zimmer verließ, war er bereits vollständig gezähmt. Aber der erlittene Schimpf blieb tief in mein Gedächtniß eingegraben; von diesem Augenblick an war unsere ganze künftige Stellung gegen einander entschieden; er hatte mich bei meinem Stolze angegriffen, und nie hat es ihm mein Stolz vergessen.

Nach dem Lever begannen die Ceremonien, wie auch die Scherze meines Bruders von Neuem. Wie gern wäre ich jetzt darauf eingegangen, aber ich war noch zu sehr empört. Ich machte meine Toilette, ohne nur ein Wort dabei zu sprechen und schickte dann meine Kammerfrauen fort. Ich empfing meine Mutter, wie die Herzogin von Gramont, die der Herzogin von Valentinois einen Ceremoniebesuch abzustatten kommt. Nichts vermochte die Worte, die ich gehört hatte, aus meinem Gedächtniß zu verwischen, Nichts! — nicht einmal meine Traurigkeit und mein tiefer Kummer um mein verlorenes Glück.

Beim Frühstück, das sehr glänzend war, sah ich Biaritz wieder, der bleich wie eine Leiche war, so daß mich vor ihm grauste; dennoch rührte er mich, und als die Gesellschaft einen kurzen Spaziergang in den Garten machte und sich etwas zerstreute, ging ich auf ihn zu. Er meinte, ich wolle vorübergehen und trat ehrerbietig auf die Seite.

„Sie sind so bleich, Herr von Biaritz, redete ich ihn an; „sind Sie krank, leidend?“

„Nein, Madame; ich bin ein Gestorbener.“

Ich versuchte es zu lachen.

„Ein Gestorbener? Und werden Sie nicht wieder von den Todten auferstehen?“

„Niemals.“

„Ernstlich?“

„Madame, ich gehöre nicht zu Denjenigen, welche zu scherzen vermögen.“

Peguilhin war nicht zugegen, Herr von Monaco für mich nicht auf der Welt; ich bedurfte einer Zerstreuung und versuchte es, den schönen Schwermüthigen zu trösten.

„Auch nicht, wenn man Sie beklagt?“ frug ich.

„Wer sollte mich beklagen? Und, zudem, ich will nicht beklagt sein.“

Er richtete sich dabei stolz empor, wie ein Hidalgo.

„Ich bin Baske,“ fuhr er fort, „ich bin ein Edelmann; kein Geschlecht bis jenseits der Berge steht dem meinen gleich; ich schulde Niemand etwas, ich brauche Niemand, Gott sei Dank! Ich bin jung und stark, ich fürchte Gott, aber auch nur ihn, und wenn es mir gefällt, unglücklich zu sein, so ist es, weil ich es will. Ich sehe also nicht, weshalb man mich beklagen sollte.“

Ich konnte mich nicht enthalten, ihm meine Hand zum Kusse zu reichen; es war eine unwillkührliche Bewegung, von der mein Herz Nichts wußte. Er war so schön, so stolz, so feurig! Mein Blick drückte meine Gedanken aus, und indem er meine Hand küßte, sagte er leise zu mir:

„Es ist also zu spät?“

Eine Charmille verbarg uns Aller Blicken; zum ersten Male in meinem Leben fühlte ich mich so bewegt, hatte ich eine jener Empfindungen, mit denen ich seitdem nur zu vertraut worden bin. Ich ließ ihm einen Hoffnungsschimmer durch die trüben Wolken der Gegenwart zukommen. Er hielt sich in den Schranken größter Ehrfurcht, aber er steckte mir einen Ring mit allerhand seltsamen Constellationszeichen an den Finger.

„Der Ring stammt von einem der ersten und ältesten Zauberer her, er ward von einem meiner Vorfahren, nach der Schlacht von Roncevaux, am Finger eines Sarazenen gefunden, den er mit eigener Hand getödtet hatte. Seitdem ist er in unserem Hause verblieben. Ich leihe ihn Ihnen, Madame; verwahren sie ihn ja recht sorgsam, denn er besitzt große und seltsame Eigenschaften; er wird Ihnen Glück bringen. Aber ich kann ihn Ihnen nur leihen, verstehen Sie mich? Zu seiner Zeit und am bestimmten Orte werde ich ihn wieder von Ihnen zurückfordern.“

Ich hörte plötzlich Schritte nahen; man suchte mich schon. Er verschwand, leicht und unhörbar wie ein Eichhörnchen, und als man zu mir kam, fand man mich allein. Ich zitterte und war in höchster Bestürzung. Eine neue Welt schien plötzlich vor meinen Blicken aufgegangen zu sein; ich war eben so überrascht wie erschrocken; ich fühlte, daß diese Regung mich zu strafbaren Handlungen führen könne, und dennoch hatte ich nicht den Muth, sie zu unterdrücken.

Ich träumte den ganzen Tag und die ganze Nacht

von dieser wunderbaren Erscheinung, und oft seitdem habe ich auf meinem Kranken- und Sterbelager davon geträumt, auf das mich jene furchtbare Macht, gegen welche ich zu leichtsinnig war anzukämpfen, niedergeworfen hat.

Die Abwesenheit meines Vaters machte die weiteren Hochzeitsfestlichkeiten höchst traurig und langweilig. Ich that natürlich Nichts dazu, um sie aufzuheitern. Mein neuer Stand mißfiel mir im höchsten Grade; Peguilhins Abwesenheit machte mich traurig, und Biaritz's Gegenwart flößte mir Grausen ein. Ich lebte nicht mehr in mir selbst, ich floh jeden Gedanken an die Vergangenheit, an die Gegenwart, und ganz besonders an die Zukunft. Ich kleidete mich mit Coquetterie, ich verbrachte Stunden an meiner Toilette; oft überraschte ich mich selbst vor dem Spiegel, in Anschauung meines Abbildes versunken und freute mich meiner Schönheit — meine einzige Freude!

Von ganzem Herzen sehnte ich den Augenblick der Abreise herbei, die Ankunft des Hofes, diese Herrlichkeiten, diese Huldigungen, die meiner warteten.

Mein Herr Gemahl ward immer kleiner und kleiner, und meine Herrschaft befestigte sich dagegen immer mehr und mehr auf den Trümmern seines einfältigen verfehlten Empörungsversuches. Ich behandelte ihn nicht wie einen Grimaldi, sondern wie den Jüngstgeborenen einer herabgekommenen Familie. Das Seltsamste war, daß er sich, je mehr meine Augen Vernichtungsblitze auf ihn schleuderten, je mehr in mich verliebte, und ich verdoppelte daher das Mittel, um zugleich meine Macht zu verdoppeln.

Endlich langte ein Courier des Marschalls an, der

uns nach Bayonne berief; wir sollten dem Könige von da entgegen kommen, bis an die Grenze der Provinz. Da vorher schon Alles zur Abreise vorbereitet worden war, so erlitt diese weiter keinen Verzug, und schon nach wenig Stunden brachen wir auf. Mir war diese Eile ganz willkommen, und da ich es wollte, war sie auch Herrn von Monaco genehm. Wenn ich seine jetzige Unterwürfigkeit mit jenem schimpflichen Auftritt am Morgen nach meiner Hochzeit verglich, war ich nicht wenig stolz darauf, ihn mit so wenig Mühe so völlig umgewandelt zu haben. Nie habe ich wieder einen so jämmerlichen Lumpenprinzen gesehen! Ich kann nicht an ihn denken, ohne vor Schaam und Zorn zu erröthen.

Wir trafen meinen Bruder Guiche, Peguilhin und Charny im letzten Nachtquartier, wo sie uns erwartet hatten. Meine Freude bei Ihrem Anblicke war so unverholen, daß Alle sie bemerkten und Guiche mich frug: ob ich jedes Mal beim Wiedersehen eines Verwandten in solches Entzücken gerathe?

„Nehmen Sie sich in Acht, Schwesterchen," setzte er hinzu; „unsere Familie ist verwünscht zahlreich, und das möchte Ihnen mit der Zeit einige Beschwerde verursachen!"

Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß Biaritz uns nicht gefolgt war, und daß ich seinen Ring wie ein Heiligthum aufbewahrte. Sein erster Liebesblick war zugleich ein schmerzlicher Abschiedsblick, eine Drohung und ein Befehl gewesen. Dieses wunderbare Geschlecht von Gebirgssöhnen gleicht Niemand auf der Welt, als sich selbst.

Wir wurden in Bayonne mit allen Ehrenbezeugungen empfangen, die der Gemahlin des Gouverneurs zukamen. Mein Vater ritt, vom Stadtthore an, neben dem Wagen her, gefolgt von einem Schwarme glänzender Edelleute, unterm Donner der Kanonen und dem Geläute der Glocken. Ich ward sehr belobt; man fand mich schön, und ich trug diese Huldigungen alle insgeheim auf den Geliebten meines Herzens über.

Zu meiner unaussprechlichen Freude verließen uns mein Vater, mein Bruder und fast der ganze hohe Adel schon am Tage nach unserer Ankunft; Herr von Monaco hielt sich als Schwiegersohn verpflichtet, sich dem Marschall anzuschließen.

So war ich denn endlich frei!

Wir wohnten im Gouvernementspalais und mein Cousin bei uns. Beim Abschiednehmen küßte mich der Marschall auf die Stirn und sprach mit malitiösem Lächeln:

„Jetzt, meine Tochter, sind Sie hier unumschränkte Herrin und Gebieterin; mißbrauchen Sie diese Gewalt während meiner Abwesenheit nicht gar so sehr; sein Sie gütig und huldvoll gegen Ihre Unterthanen, damit man mir bei meiner Zurückkunft nicht Klagelieder über Ihre Grausamkeit in die Ohren singt."

Kann man wohl eine bestimmtere Absolution ertheilen? Mein Vater liebt eigentlich gar Niemand; aber unter denjenigen, denen er wohl will, kann man Lauzun obenan stellen, so wie unter denjenigen, denen er alles mögliche Böse an den Hals wünscht, Herr von Valentinois obenan

steht. Er hat stets nur über seine Klagen und Beschwerden wegen mir gelacht, und einmal schrieb er ihm sogar:

— „Glauben Sie mir, mein Herr, das Beste wird „für Sie sein, wenn Sie sich niemals einfallen lassen, über „die Fürstin, Ihre Gemahlin, zu klagen; beachten Sie stets, „was sie werth ist, und ganz besonders Ihnen gegenüber. „Das Herz der Frauen ist ein gebrechlich Ding, und besäße man nur ein kleines Theilchen davon, so muß man „sich darüber schon glücklich schätzen, denn selbst dies Theil„chen ist immer noch ein Kleinod. Sie können über die „Portion, die sie Ihnen läßt, nicht in Zweifel sein, und „diese genüge Ihnen."

Nachdem wir unsrerseits dem Marschall und seinem Gefolge so weit, als es die Etiquette erforderte, das Geleite gegeben hatten, kehrten wir nach Bayonne zurück. Ich schützte Müdigkeit, ein plötzliches Unwohlsein vor, um mich von Allem zurückziehen zu können; ich ging in meine Zimmer, sagte, daß ich schlafen wollte, und gab Befehl, mich nicht zu stören.

Blondeau führte ihn zu mir.

Welch ein Augenblick! das Herz klopft mir noch, wenn ich daran denke. Was für Stunden, was für Tage folgten nun! Es waren die glücklichsten und schönsten dieses Lebens; sie sind einer jener Himmelsstrahlen, welche selbst die dunkelsten Wetterwolken dieses Lebens zu erhellen vermögen; das Paradies, das man uns immer jenseits verheißt, kann nicht Höheres bieten!

Ich schweifte mit ihm in der, trotz der schlechten Jahreszeit reizenden Umgegend von Bayonne umher. Diese

südliche Sonne schmollt nicht so mit den armen Menschenkindern, wie die unsere. Wir sahen die See, wir sahen die, von den Dichtern so oft besungenen Ufer des Adour, und Alles das verschönt durch den Glanz unserer glücklichen Liebe. Wir konnten uns ohne allen Zwang und Rückhalt lieben; Niemand folgte uns, als einige treue Diener. Ein einziger Gedanke tröstet mich über die Flüchtigkeit jener seligen Tage; der nämlich, daß keine Andere nach mir jemals dieses Herz so jung, so frisch, so voll besessen hat, als ich, und daß keine andere Liebe jemals in seinem Leben der meinen gleichgekommen ist. Ich möchte wetten, daß er sich dessen jetzt kaum mehr erinnert!

Jeden Tag erhielten wir einen Courier meines Vaters, der uns von der Reiseroute des Hofes und dessen Anhaltepunkten in Kenntniß setzte. Wir hatten noch zwei volle Wochen vor uns; ich schlug meinem Cousin einen weiteren Ausflug vor, um eine berühmte Grotte zu besuchen, in der sich, wie eine Volksromanze besagt, eine rührende Liebesgeschichte zugetragen haben soll. Ich freute mich kindisch auf die Partie; wir wollten des Morgens, zu Pferd, aufbrechen, von einem Fourgon mit Lebensmitteln und dem nöthigen Dienstpersonal gefolgt.

Meine gute Mutter wunderte sich freilich ein wenig über unsere Lebensweise, aber Frau von Basté versicherte ihr, daß die jungen Frauen jetzt vollkommen frei wären, daß die Mode des Tages es sogar so erheische; übrigens sei der Graf von Peguilhin mein naher Verwandter, mein Jugendgespiele, und ein so ehrerbietiger, artiger und achtungswerther Cavalier, daß mich seine Begleitung in kei-

ner Weise compromittiren könne, vielmehr ein Ehrenschutz sei. Die Marschallin fügte sich augenblicklich. Der schlaue Junge hatte diese alte Basté so verhext, daß sie im Stande gewesen wäre, eine dreißigjährige Wittwenschaft und die fleckenloseste Tugend um seinetwillen zu verleugnen, wenn er sonst Lust und Belieben dazu gehabt hätte.

Wir brachten einen himmlischen Tag zu; wir folgten dem Laufe eines kleinen, vom Sonnenschein vergoldeten Flüßchens, mit schönen Sträuchern und rothen Buchsbaumhecken bewachsen, die sich, trotz der Jahreszeit, wie ein Dach darüber wölbten. Wir sagten uns Alles, was die leidenschaftlichste Liebe uns nur eingab; die übrige Welt war nicht mehr vorhanden.

Mehrmals war es mir, als ob ich hinter der dichten Hecke und der anderen Seite des Flüßchens Tritte hörte, die sich genau nach den unsrigen richteten. Anfangs glaubte ich mich getäuscht zu haben, bis wir an eine Stelle kamen, wo das Gebüsch eine Lücke bildete, und ich erblickte einen Bauer, einen Gebirgsbewohner, groß und schlank, wie sie es Alle sind, nur konnte ich der Entfernung und seines Hutes wegen seine Züge nicht unterscheiden; doch schienen sie mir wohlgebildet und ungewöhnlich bleich. Peguilhin achtete weiter nicht auf den Mann, ich aber konnte meine Blicke nicht von ihm abwenden. Plötzlich blieb er stehen und sah herüber, ich erkannte ihn sogleich, trotz seiner Verkleidung: es war Biaritz. Dieses Auge war mit keinem anderen zu verwechseln. Er machte eine Geberde der Verzweiflung, und verschwand dann eben so schnell. Ich zitterte vom Kopf zu Fuß. Die Energie dieses Man-

nes, seine Heftigkeit, seine düstere Gemüthsart flößten mir Angst und Schrecken ein. Unwillkührlich warf ich mich zwischen meinen Cousin und das Flüßchen, und jene eben noch so reizende Hecke erschien mir jetzt wie der Schlupfwinkel eines Meuchelmörders. Der arme Biaritz möge mir diese Albernheit vergeben. Auch Lauzun meinte, es sei eine kindische Furcht vor einem Unbekannten.

„Fürchten Sie Nichts, Cousine," sprach er lächelnd, „diese Söhne unserer Berge sind weder Mörder noch Räuber; zudem kennen sie uns Alle und unsere Leute sind ganz in der Nähe."

Ich aber sah und hörte nicht mehr vor Angst; ich wollte weg von dem Flusse und nach der Grotte zurück, wo unsere Leute mit der Collation unserer warteten; er willigte endlich lachend ein. Der Graf von Lauzun war ohne Zweifel einer der verwegensten Wagehälse in den Armeen des Königs; nie im Leben hat ihm irgend etwas Furcht eingeflößt, nicht einmal der Zorn unseres Sire und Herrn, vor dem doch ganz andere Männer gezittert haben.

Wir kehrten früher nach der Stadt zurück, als man uns erwartet hatte; ich fürchtete, daß uns die Nacht unterwegs überraschen möge und kann nicht sagen, was ich auf diesem Heimritte ausgestanden habe. Hinter jedem Strauche glaubte ich eine Muskete auf uns gerichtet zu sehen; jeder Stein schien mir der Hinterhalt eines Mörders zu sein, bei dem geringsten Geräusch schrak ich zusammen. Peguilhin lachte mich weidlich aus.

## Drittes Kapitel.

Daß dieser Mann mich fortan unablässig verfolgen würde, das war mir jetzt klar. Der geheimnißvolle Zauber, der mich zu ihm, zu seiner Schönheit hinzog, verminderte sich nicht und setzte mich mehr und mehr in Erstaunen. Mein Herz gehörte ganz und ausschließlich Peguilhin, es hatte mit jenem Zauber Nichts zu schaffen, wenigstens damals nicht. Ich wünschte, daß er sich weit, weit weg entfernen möge, und doch berührte mich seine Erscheinung angenehm. Oft habe ich seitdem das Nämliche empfunden; es ist dies eben das Geheimniß meiner sonderbaren Existenz.

Man benachrichtigte uns endlich, daß der Hof sich Bayonne nähere, was mich außerordentlich erfreute. Mein Vater war ihm einen Tag vorausgeeilt, um ihn in seinem Gouvernement zu empfangen.

So bald der Marschall mich sah, warf er mir einen seiner à jour gefaßten Blicke zu — wie mein Oheim, der Graf von Gramont, sich auszudrücken pflegte —; dann richteten sich seine Augen auf Peguilhin, der ihm, statt aller Antwort, eine lächelnde Verbeugung machte. Der Unverschämte! Mein Vater schlug ein lautes Lachen auf; man weiß ja, daß er über Alles lachen mußte.

Herr von Monaco war bei der Königin-Mutter geblieben, die ihn aus Laune oder — wer weiß welchem Antriebe, bei sich behalten hatte; eben so meine Brüder. Sie kamen alle zusammen am folgenden Tage an. Wir waren den Majestäten bis eine Stunde vor die Stadt entgegengefahren, wo wir aus dem Wagen stiegen, um sie zu begrüßen. Die Königin-Mutter erkannte mich nicht, selbst nachdem ich genannt worden war; sie betrachtete mich sehr aufmerksam und ich hörte, wie der König zu ihr sagte:

„Das ist Madame de Valentinois? Sie ist sehr schön!"

Gleich vom ersten Tage an ward ich sehr zu hohen Gnaden vom gesammten Hofe aufgenommen; Diejenige aber, die sich mir am mehrsten näherte und am huldvollsten gegen mich war, war Mademoiselle, die damals noch in tiefer Trauer um Herrn Gaston, ihren Vater war. Sie wollte, daß ich bei ihr bleiben solle, und da meine Mutter und ich es waren, welche der Königin-Mutter die Honneurs unserer Stadt machten, so ward es mir auch leicht möglich, den Wunsch Ihrer Hoheit zu erfüllen; überall, wo wir hingingen, mußte ich an ihrer Seite sein.

Die vorzüglichsten Besuche galten den Klöstern; die

Nonnen sind sehr coquett in dieser Gegend von Frankreich; sie tragen Busenschleier vom feinsten gefältelten Quintin, legen Roth auf und rechnen es sich zum Ruhme, Anbeter zu haben, die sie Sterbende nennen; ob vor Liebe oder Langerweile, weiß ich nicht. Im Ursulinerkloster bat eine derselben Herrn von Comminges, sie Mademoiselle vorzustellen und ihr zu sagen, sie sei die Fromme des Herrn von Saint-Aunois, der ihr schon seit zehn Jahren diene. Mademoiselle und ich, wir waren starr vor Verwunderung.

Die Männer und die Frauen gehen dort auf spanische Weise gekleidet und sind auch ganz so in ihrem Benehmen, was der Königin-Mutter ungemeine Freude gewährte. Am Tage nach der Ankunft des Hofes langten die Frau Prinzessinnen von Carignan, von Baden, und noch viele andere hohe Damen an. Es gab eine ununterbrochene Reihe von Empfangs- und Begrüßungsfeierlichkeiten; wäre nicht die außerordentliche Huld und Gnade Ihrer Majestäten gegen mich gewesen, ich wäre vor Langerweile gestorben.

Peguilhin war von einer Eifersucht ohne Gleichen, trotzdem die allgemeinen Huldigungen seine Eitelkeit kitzelten und er mich nicht um die Welt weder weniger schön, noch weniger bewundert hätte haben mögen.

Auf der Reise nach Saint-Jean-de-Luz fuhr meine Mutter in einem Wagen mit der Königin, und ich mit Mademoiselle. Fast auf dem ganzen Wege befrug sie mich nur nach ihm, sprachen wir nur von ihm, was mich damals entzückte; ich hatte freilich noch keine Ahnung von dem, was ich einige Jahre später erleben sollte.

Der Hof ward zum Theil in der Stadt Saint-Jean-

de=Luz, theils in Sibourre, einem kleinen Städtchen am jenseitigen Ufer des Flusses, einlogirt. Eine Brücke über die Insel des Recollets weg, wo der Cardinal selbst wohnte. Der König von Spanien kam zu gleicher Zeit in Sanct=Sebastian an, wie unser Sire in Saint=Jean=de=Luz, und es wurden die Begrüßungsformalitäten ausgetauscht. Die Conferenzen wurden auf der Fasanen=Insel, zwei Stunden von der Stadt, abgehalten. Mademoiselle hatte Lust mit Monsieur hinzufahren und nahm mich mit sich

Man ging über eine Brücke, die einer reich tapezirten Galerie glich; am Ende derselben befand sich ein Salon, dessen andere Thüre auf eine zweite Brücke ging, die nach dem spanischen Ufer hinüberführte. Ein großes Fenster öffnete sich nach dem Flusse hinaus, Fontarabie gegenüber, von welchem Orte man zu Wasser hieher kam. Dann kam man in zwei Zimmer, eines für Frankreich, eines für Spanien; sie waren beide prachtvoll meublirt und tapezirt. Neben diesen Zimmern waren noch andere kleinere, mit Kabinets, und der Versammlungssaal war am anderen Ende der Insel; er war sehr groß und prachtvoll, hatte ein einziges Fenster nach dem Fluß hinaus, vor welches man, sobald die Majestäten gegenwärtig waren, noch besonders zwei Schildwachen stellte. Jedes Zimmer hatte noch einen Separatausgang, der Conferenzsaal aber zwei sehr große Thüren. Die Tapeten, sowohl auf spanischer, wie auf unserer Seite, waren bewundernswürdig. Die spanischen Zimmer waren mit persischen Teppichen von Gold= und Silbergrund und der kunstvollsten Arbeit belegt; die unsrigen mit carmoisinem Sammet reich mit Gold=

treffen besetzt. Die Thürschlösser waren von Gold. In jedem der beiden Hauptzimmer stand eine Stutzuhr, ein kostbarer Schreibtisch, so wie denn überhaupt Alles gleichförmig und sehr wohl angeordnet war.

Nach vielem Hinundherverhandeln, Fahren, Laufen und Rennen zwischen Fontarabie und Saint-Jean-de-Luz, ward der Vermählungstag festgesetzt. Mademoiselle erlangte die Erlaubniß, der Ceremonie beiwohnen zu dürfen, was Monsieur jedoch, als zu folgewichtig, abgeschlagen ward, unter dem Vorgeben, da der präsumtive Thronerbe von Spanien seinen Fuß nicht auf französischen Boden setze, so könne er auch nicht den spanischen betreten.

Monsieur fing damals bereits an, einigen Geschmack an mir zu finden und es mir zu sagen; auch machte er mir es sehr zum Verbrechen, daß ich lieber Mademoiselle begleitete, statt bei ihm zu bleiben und ihm beim Schmollen Gesellschaft zu leisten.

Herr von Crequi sollte der jungen Königin eine Casette überbringen, die man Abends zuvor bei Sr. Eminenz, im Familienkreise, arrangirte. Dennoch bekam ich das kostbare Geschenk zu sehen. Es war ein ziemlich großes Kofferchen von grünlichem Aloeholz, Calambour genannt, reich mit Gold ausgelegt und enthielt Alles, was man sich nur an Gold, Juwelen, Geschmeide und Toilettengegenständen denken konnte: Uhren, Gebetbücher, Handschuhe, Spiegel, Schminkdöschen, Pastillen, Flacons, Messerchen, Scheeren, Zahnstocher-Etuis, Miniaturmedaillons, Kreuze, Rosenkränze, Armbänder, Ringe, Uhrhaken — kurz, einen wahren Schatz an Kostbarkeiten. Ein besonderes Fach enthielt

die Perlen, die Ohrgehänge und eine große Zahl Diamanten von verschiedenen Größen und Arten. Nie hat es ein so reiches und galantes Hochzeitgeschenk gegeben.

Am anderen Morgen lieh ich Mademoiselle meine Kutsche, damit ihr Wappen nicht bei der Ceremonie sichtbar würde, weil sie derselben nur incognito beiwohnte; mit ihr waren die Herzogin von Navailles, die so eben zur ersten Ehrendame der Königin ernannt worden war, noch zwei andere Damen und ich. Bei Andaye, Fontarabie gegenüber, verließen wir den Wagen und bestiegen eine der Gondeln. Diese Gondeln waren höchst geschmackvoll und reich gemalt und vergoldet, mit den entsprechenden Meubles und Gardinen von himmelblauem Damast und silbernen Fransen und Quasten.

Wir gingen gerade in die Kirche, wo man uns einen sehr guten Platz bestimmt hatte, dem Könige von Spanien gerade gegenüber, der den drolligsten Platz hatte, den man sich denken kann, eine Art von Courtine, oder niedrigem Himmelbett, aber ohne Bettgestelle, auf flachem Boden und von Goldbrocat. Der Fußteppich reichte bis unter den Betthimmel, und neben dem königlichen Lager befand sich noch ein Sessel für Don Louis de Haro, dem die Infantin prokurativ angetraut werden sollte, und eine Bank für die Granden von Spanien. Die Franzosen standen auf Estraden rings um den Altar.

Bald darauf kam der König, unter Vortritt seiner Schweizergarde, seiner Almoseniere und des Erzbischofs von Pampelona. Philipp IV. trug ein Kleid von grauem Damast mit Silberstickereien bedeckt; der Hut war mit

einem großen Tafeldiamanten aufgekrämpt, von welchem eine Perle herabhing. Es sind dies zwei Kronstücke von seltener Schönheit; der Diamant heißt der Spiegel von Portugal und die Perle die Pilgerin. Er begrüßte die Versammlung mit einer gravitätischen Reverenz, die nicht zu beschreiben ist, und mich sehr zum Lachen reizte.

Die Infantin folgte allein, ganz in weißem Atlas mit Silberstickerei gekleidet, und überall kleine Schleifchen mit Silberstreifen, sehr nach spanischer Mode geputzt. Sie trug falsche Haare und einen ziemlich häßlichen Kopfschmuck. Sie glich sehr ihrer Tante, der Königin-Mutter, nur im Häßlichen, auch waren ihre Hände bei weitem weniger schön.

Nach der Messe ließ sich der König auf seinen Sessel nieder und die Infantin auf ein Polsterkissen; man verlas die päpstliche Dispens, dann die Prokuration unseres Königs, den Don Louis de Haro repräsentirte, worauf die Trauung vollzogen ward. Als die Infantin ihr Ja aussprechen sollte, machte sie ihrem Vater vorher eine tiefe Reverenz, um sich seine Erlaubniß dazu auszubitten, welche dieser in gleicher Weise ertheilte; doch reichte sie Don Louis bei der Trauung nicht die Hand und es wurden auch nicht die Ringe gewechselt.

Wir gingen hierauf, um den König von Spanien speisen zu sehen, was gleichfalls höchst drollig war. Er aß einige Granatäpfel mit dem Löffel und trank Zimmetwasser, umgeben von seinen Leibärzten und allen Granden. Man bediente ihn knieend. Welches Geschrei würde man erheben,

wenn unser Sire dies begehrte! Und doch ließ es sich der Stolz der Castilianer ganz ruhig gefallen.

Von da führte man uns zur Infantin, die ebenfalls speiste. Sie umarmte Mademoiselle, und wir folgten ihr dann Alle in ihr Kabinet. Wir blieben vielleicht eine Viertelstunde und dann beeilten wir uns, nach Saint-Jean-de-Luz zurückzukommen, wo Abends Ball war. Wir hatten nur zu erzählen.

Der König brannte vor Ungeduld, die Infantin zu sehen. Während die Königin-Mutter bei einer Conferenz auf der Fasaneninsel war, entschlüpfte er mit einer ganz geringen Begleitung und eilte, wie ein ächter Romanheld, an den Ort der Zusammenkunft. Während der König von Spanien und seine erhabene Schwester mit einander conversirten, die junge Königin an ihrer Seite, betrachtete er sie über Don Louis Schulter. Die Majestäten sahen ihn und lächelten, ohne weiter von seiner Anwesenheit Notiz zu nehmen. Der König erwartete sie am Einschiffungsplatze und galoppirte dann, wie ein junger Cadet, am Ufer neben der Gondel her. Die Infantin fand ihn sehr hübsch, erröthete stark und konnte den Blick nicht mehr von ihm abwenden.

Am folgenden Sonntag ward der Friede mit großem Ceremoniell und in Gegenwart beider Höfe unterzeichnet. Niemals hatte man noch einen solchen Reichthum, einen solchen Luxus von Gold, Silber, Edelsteinen und kostbaren Stickereien gesehen. Die Königin-Mutter trug ihren Wittwenschleier und zwei halbe Trauertouren, hatte aber ihr Perlenkreuz und ihre Ohrgehänge. Die Hutschnüre des

Königs und Monsieurs waren von Diamanten; man kann daraus auf ihre übrige Toilette schließen. Die Mousquetairs, die Garden und die Schweizer hatten neue Ueberwürfe, blau, mit goldenen und silbernen Tressen besetzt und den Namenszug des Königs in der Mitte. Die Spanier waren schauderhaft, gelb, mit weiß und roth carrirten Passementen; man hätte sie für Livréebedienten halten können.

Man brachte dem König sechs prachtvoll verzierte Kisten, mit goldenen Beschlägen, voller Parfümerien, Essenzen und Galanteriegegenständen, die Se. Majestät selbst unter uns austheilte. Die Königin-Mutter stellte uns Alle ihrem königlichen Bruder, Philipp IV. vor, so wie der jungen Königin; Beide waren höchst huldvoll und artig gegen uns. Maria Theresia trug eine Robe von weißem Atlas mit Schmelzstickerei; in dem Muster waren Lilien angebracht; sie war mit schönem blonden Haar coiffirt, und Smaragden in Birnenform, mit Diamanten cramoisirt, Alles aus dem Kistchen, welches ihr Herr von Créqui mit einem Gefolge von sechzig Pagen und Laquaien in seiner Livrée, und mehr wie zweihundert prächtig gekleideten Edelleuten im Namen unseres Sire überreicht hatte; genug, es war eine Pracht, daß man geblendet werden konnte.

Die beiden Könige beschworen den Friedensvertrag knieend, die Hände auf dem Evangelienbuch, und dann umarmten sie sich.

Ich entsinne mich, daß der König von Spanien, als ihm die Großwürdenträger und Marschälle von Frankreich

vorgestellt wurden, Herrn von Turenne längere Zeit aufmerksam ansah und dann sagte:

„Dieser Mann hat mir manche böse Stunde gemacht."

Am anderen Tage brach die Königin-Mutter mit allen ihren Damen auf, um die junge Königin von deren Vater in Empfang zu nehmen. Als sie des Abends mit ihr wieder in Saint-Jean-de-Luz eintraf, speiste Maria Theresia ganz allein und ging dann zu Bett; sie hatte sehr viel geweint, war aber doch im Ganzen heiter gewesen. Die letzten beiden Tage vor der Hochzeit blieb sie noch in ihren spanischen Kleidern, während welchen Mademoiselle und die Frau Palatina sich weidlich wegen der Schleppe der königlichen Braut herumzankten, die jede von ihnen tragen wollte, und welche endlich der Ersteren zuerkannt wurde. Nachdem diese wichtige Angelegenheit geordnet war, brach man zur feierlichen Vermählungsmesse auf. Die junge Königin trug einen violettsammetnen königlichen Schleppmantel mit Goldlilien durchstreut, darunter ein Kleid von Silberbrocat, die Krone auf dem Haupte und eine Unmasse von Schmuck. Ach, mein Gott! was muß ihr warm gewesen sein! Der König war im wahren Sinne des Wortes mit Gold bedeckt und strahlte wie eine Sonne, und Monsieur, der die junge Königin führte, war nicht weniger glänzend.

Die beiden Compagnien adlige Hellebardiere, welche nur bei dergleichen ganz feierlichen Gelegenheiten zum Vorschein kamen, bildeten das Spalier bis zum Hochaltare. Peguilhin commandirte hier zum ersten Male die erste, und der Marquis d'Hunières die zweite. Der Capitain der

Garde-du-Corps wollte die Hellebardiere wegweisen und seine Leute an deren Stelle aufmarschiren lassen; aber Lauzun benahm sich auf eine Weise, die eben nicht nach einem jüngst geborenen Gascogner schmeckte und bereits ankündigte, was man in Zukunft von ihm zu gewärtigen habe. Er begab sich ohne alle Umstände zum Könige, um sein Recht zu beanspruchen und machte es auf solche Art geltend, daß die Sache augenblicklich zu seinem Gunsten entschieden ward. Alle Welt war erstaunt ob seiner Kühnheit und man sprach fast mehr von diesem Zwischenfall, als von den hohen Neuvermählten selbst.

Am Abend erschien die Königin im französischen Modekleide und hielt bis um acht Uhr feierlichen Empfang; ganz Frankreich ward ihr vorgestellt. Das Beilager fand ohne alles Ceremoniell statt.

Am anderen und den nächstfolgenden Tagen zeigte sich der König ungemein verliebt in seine junge Gemahlin. Er erzeigte Peguilhin die Ehre, öfters mit ihm darüber zu sprechen, was für einen so neuen Hofmann als ein seltener Glücksstern erschien. Er zog ihn zu allen seinen Promenaden und des Abends zu seiner Spielpartie. Ich war außer mir vor Entzücken darüber, und — was das Drolligste dabei ist — Herr von Valentinois desgleichen. Er konnte gar nicht aufhören aller Welt davon zu erzählen.

Mein Vater hörte ihm eine Weile zu, wie alle Anderen; endlich aber ging ihm doch die Geduld aus und er sprach zu ihm:

„So trommeln Sie doch nicht ewig den Grafen Peguilhin aus, mein Herr; er ist Ihnen jetzt zu nahe ver-

wandt, um sein Lob so verkündigen zu können; das giebt Ihnen einen Anstrich von Eitelkeit, der Sie durchaus nicht vortheilhaft kleidet."

Das Gelächter der Anderen hätte man hören sollen! Merkwürdig ist es aber immerhin, daß Lauzun der Einzige war und blieb, der die Eifersucht des Herrn von Valentinois niemals rege gemacht hat. Welch ein bewundernswürdiger Instinkt! Während der zahlreichen aufeinanderfolgenden Feste peinigte er mich wegen des armen Charny, den der König in den Grafenstand erhoben hatte, so wie wegen aller der jungen galanten Herren des Hofes, die mir ihre Huldigungen zu Füßen legten — und es waren deren nicht wenige. Bei mir kam er aber nicht mehr so leicht an; ich hörte zuletzt gar nicht mehr auf ihn. Er drohte mir, mich sofort in sein winziges Erbfürstenthum Monaco zu schleppen, worauf ich ihm wieder drohte, mich um die Stelle der Oberintendantin der Königin zu bewerben, welche die Frau Palatina loszuwerden wünschte, und nach der ich in der That keineswegs Verlangen trug. Bald nachher kaufte sie der König für Olympia Mancini, Gräfin von Soissons.

Unter alle diesen gegenseitigen Drohungen war endlich der Tag des Aufbruchs zur Rückreise nach Paris gekommen, auf welcher wir Ihre Majestäten begleiteten.

Die Reise ging sehr langsam von Statten, da aller Orten Festlichkeiten für das hohe Paar veranstaltet worden waren, die sich alle einander ähnlich sahen. Weit interessanter war ein Ereigniß, welches ich sogleich erzählen werde

und besser wie irgend eine andere noch lebende Person erzählen kann, da ich alle Einzelheiten desselben, die man der Consequenzen wegen sorgfältig zu verheimlichen strebte, theils von meinem Vater, theils vom Herzog von Epernon, Gouverneur dieser Provinz, erfahren habe.

---

## Viertes Kapitel.

Schon das erste Nachtlager in Caprioux zeichnete sich durch einen seltsamen Unfall aus: ein Haus, in welches viele Damen einlogirt worden waren, stürzte während der Nacht ein. Im ersten Schrecken liefen mehre dieser Damen im Hemd auf die Straße, was die Schildwachen und diejenigen vom Hofe, welche der Spektakel geweckt hatte, außerordentlich belustigte. Zum Glück kam keine derselben dadurch zu Schaden. Es war ganz einfach ein Erdbeben, wie deren so häufig in diesen Gegenden vorkommen; man achtet kaum noch darauf. Selbst der König ward dadurch aus dem Schlafe gestört, weil die Schildwache, die vor seinem Fenster stand, nicht wußte, was der Lärm zu bedeuten habe, und aus Leibeskräften zu den Waffen gerufen hatte. Ich selbst bemerkte gar Nichts davon, ich schlief hart und fest.

Das andere, weit ernstere Ereigniß, und zwar eben das, von dem ich erzählen will, fand in Mont-de-Marsan statt, und gab aller Welt viel zu reden; nur die Wenigsten aber haben das Wahre von der Sache erfahren, und zu diesen Wenigen gehöre ich. Man gab sich alle mögliche Mühe, die ganze Geschichte zu unterdrücken, theils der Schuldigen wegen, die man hätte bestrafen müssen, theils wegen des begangenen Verbrechens selbst. Die Bevölkerung dieser mittäglichen Provinzen ist sehr leicht aufzuregen; man darf ihr nicht erst sagen, was sie verleiten kann Uebles zu thun, sie ist ohnedies schon nur zu leicht dazu geneigt. Das Wahre an der Sache ist also Folgendes:

Am Tage vor unserer Durchreise hatte man mitten auf freiem Felde eine halb eingescharrte, über und über mit Wunden bedeckte Frau gefunden, noch lebend und das Gesicht von Schnitten und Stichen entstellt; ihre ganze Bekleidung bestand in einem feinen, mit Schleifen und Manschetten besetzten Hemd, woraus man schloß, daß sie den höheren Ständen angehören müsse. Man schaffte sie mit möglichster Vorsicht ins Hospital, und nachdem man sie verbunden, ihr auch einige stärkende und belebende Mittel beigebracht, stellten die Justizbehörden einen Versuch an, sie über ihr Schicksal zu vernehmen. Sie war aber noch außer Stande zu sprechen, sondern antwortete nur durch Zeichen, welche anzudeuten schienen, daß sie sich schon seit dem Tage zuvor in diesem Zustande befinde.

Der König erfuhr es und befahl, die Frau bestens zu pflegen und die strengsten Nachforschungen anzustellen;

vielleicht gefalle es Gott, ihr die Sprache und Besinnung so weit wiederzugeben, um ihm selbst antworten zu können. In dieser Hoffnung trug man sie in ihrem Bett an die Kirchthüre, wo Se. Majestät die Messe gehört hatte, auf daß unser allergnädigster Herr sie sehen und sprechen könne.

Man kann sich keinen Begriff von dem gräßlichen Anblick dieses mit Binden und Pflastern bedeckten Gesichts machen, von diesen Füßen, diesen Händen, die die Aermste bittend faltete, oder vielmehr zu falten versuchte, denn sie waren fürchterlich verstümmelt. Unser König hatte die große Güte, mehre Fragen an sie zu richten und über zehn Minuten geduldig zu warten, ob es vielleicht dem Himmel gefallen werde, ihm dieses düstere Geheimniß durch irgend ein Wunder zu enthüllen, allein die arme Frau konnte nur ihre flehenden Blicke auf den König richten und einige Thränen vergießen, was ein herzzerreißender Anblick war.

An ihrer Haut, an ihren Haaren war leicht zu erkennen, daß sie noch jung und daß sie schön gewesen sein müsse. Auch war die Erbitterung gegen ihre Henker allgemein und die versammelte Menge verlangte mit lautem Geschrei, daß man den Verbrechern nachforschen solle. Der Herzog von Epernon, Gouverneur von ganz Guienne und General-Obrister der Infanterie, nahm sich die Sache sehr zu Herzen, und mein Vater, der ihn seines hohen Alters und Ranges wegen ungemein schätzte, leistete ihm getreulich Beistand. Sie gelobten sich gegenseitig, die Verbrecher zu entdecken, koste es, was es wolle.

Der Marschall von Gramont ließ einen, wegen seiner

Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit sehr berühmten Amtmann von Bayonne kommen, und übertrug ihm die Leitung der ganzen Angelegenheit.

Nachdem der Hof Mont-de-Marsan verlassen hatte, hörte man weiter Nichts mehr von dieser Sache reden; allein ich erfuhr von meinem Vater die ganze Geschichte, die dem scharfsinnigen Gerichtsbeamten gelungen war, durch unermüdliche Nachforschungen zu enthüllen.

Mitten in den Landes, die eine große Ausdehnung haben und eben so wüst sind wie das steinigte Arabien, liegt ein altes Schloß, Tosse genannt, ziemlich entfernt von dem Flecken und dem großen Teiche gleiches Namens. Dieses Schloß gehörte seit den Zeiten der Kreuzzüge dem Hause Cauterets, in dem es von Vater auf Sohn fortgeerbt war und deren Besitzer es nie verlassen hatten; sie lebten abgeschlossen von aller Welt auf ihrem Stammsitze, jagten, fischten auf dem Teiche, dem Flusse, und zuweilen auch in kleinen Küstenfahrzeugen auf dem Meere.

Es war ein finsteres, wildes Geschlecht, diese Cauterets, stolz wie die Könige, unzugänglich, und fühllos für das Elend Anderer. Auch ward es ihnen, trotz ihres Ranges und Vermögens, immer schwer, sich zu verheirathen. Die Mädchen auf zwanzig Meilen in der Runde fürchteten sich vor ihnen; die jungen Cauterets mußten sich fast immer ihre Frauen mit List oder Gewalt rauben und nachträglich mit deren Familien kapituliren; aber mehr wie eine Burgfrau starb vor Kummer in diesen alten Thürmen.

Zu der Zeit, von der ich spreche, war das Haus Cauterets nur noch durch ein lediges Geschwisterpaar repräs-

sentirt; das Fräulein von Cauteretz war zwanzig Jahre, und der Bruder vierundzwanzig Jahre alt. Sie und ihre alte Amme waren die einzigen weiblichen Wesen im Schlosse, und niemals setzte ein anderes den Fuß über dessen Schwelle. Uebrigens waren die Cauteretz zwar finster, wild, verwegen, aber weder lüderlich noch Räuber. Man fürchtete sie zwar, aber man achtete sie, und besonders hatte sich der jetzige junge Graf durch die Strenge seiner Sitten und sein gemessenes Wesen, wenn auch nicht Freunde — denn das wäre zu viel gesagt, -- aber doch Anhänger erworben. Seine Schwester, die ihn zärtlich liebte, verließ ihn niemals; sie begleitete ihn auf allen Jagden und sonstigen Ausflügen; sie war stark und verwegen wie er, und scheute vor keiner Gefahr zurück.

Das allgemeine Gerücht behauptete, daß Beide sich niemals verheirathen würden und daß das alte Geschlecht der Cauteretz mit ihnen erlöschen werde. Treu der Gewohnheit ihrer Vorfahren, sahen sie durchaus Niemand bei sich, gingen mit Niemand aus der Nachbarschaft um; dennoch sahen die Landleute immer Licht in einem der höchsten Thürme, das bis spät in der Nacht brannte. Wie es gewöhnlich mit dem gemeinen Volke zu geschehen pflegt, schloß man daraus auf Zauber- und Hexenkünste, und dies vermehrte nur noch die Scheu vor dem finsteren Geschwisterpaare.

Eines Tages waren sie Beide schon frühzeitig mit ihren Leuten zur Jagd aufgebrochen, waren den ganzen Tag umhergeschweift, ohne ein einziges Wild zu bekommen und kehrten daher am Abend in noch viel unwirscherer Laune

wie gewöhnlich in ihr altes Schloß zurück. Bei der Heimkunft fanden sie eine Nachricht vor, die jeden anderen Menschen entzückt haben würde, sie aber mit Unmuth erfüllte. Es war ihnen eine beträchtliche Erbschaft von Seiten ihrer Mutter zugefallen, die ihre Anwesenheit in Dax nothwendig machte, wohin sie zu diesem Zwecke durch eine gerichtliche Vorladung beschieden wurden.

Ihre erste Eingebung war, die Erbschaft geradezu auszuschlagen; sie waren ja schon reicher, als sie es bedurften. Indeß die Schwester, als ächte Tochter Evas, konnte einer Regung der Neugierde, bei dieser Gelegenheit zum ersten Male eine Stadt zu besehen, nicht widerstehen, und so bewog sie denn endlich ihren Bruder, die Erbschaft anzunehmen und am anderen Morgen nach Dax aufzubrechen.

Die Nachricht ihrer Ankunft hatte sich schnell in der kleinen Stadt verbreitet und viele Leute wurden wiederum von der Neugierde gestachelt, das merkwürdige Geschwisterpaar zu sehen. Sie waren bei der Wittwe eines Edelmannes abgetreten, die entfernt mit ihnen verwandt war, in ziemlich beschränkten Vermögensumständen lebte, aber eine Tochter von seltener Schönheit hatte. Die arme Kleine beschwor ihre Mutter, diese schrecklichen Menschen, von denen man sich so grausenhafte Dinge erzählte, nicht bei sich aufzunehmen; sie zitterte vor ihnen; es war, als ob sie eine Ahnung des ihr bevorstehenden Schicksals habe. Da aber die arme Wittwe sich doch nicht getraute, so reiche Verwandte durch eine Zurückweisung zu erzürnen, so stellte

sich das Mädchen krank, nur um die unwillkommenen Gäste nicht sehen zu müssen.

Indeß, die Regulirung der Erbschaftsangelegenheit zog sich, wie das mit dergleichen Dingen gewöhnlich zu gehen pflegt, zu sehr in die Länge, um die Krankenrolle durchführen zu können, und so mußte sie sich denn, zu ihrem größten Leidwesen, den Fremden zeigen.

Herr von Cauteretz war im Grunde ein schöner Mann, aber von jener ernsten, eigenthümlichen Schönheit, wie etwa Biaritz, und wie man sie eben nur in diesen Gegenden findet; man fühlte sich zugleich gefesselt und zurückgestoßen davon. Auch die Schwester war schön, wie eine wilde Amazone, ohne Grazie, ohne Lieblichkeit; ihre Schönheit war verwundend wie eine Hippe, wie mein Oheim von der Herzogin du Lude immer zu sagen pflegte. Bruder und Schwester waren eben mit Niemand zu vergleichen. Aber trotz ihrer Rauheit zeigten sie sich gütig und freundlich gegen das Fräulein von Tarras, und je weniger die arme Kleine dies erwartet hatte, je mehr war sie nun entzückt davon.

Nach und nach gewöhnte sie sich an ihre Manieren und wagte es, sie etwas genauer anzusehen. Wenn sie die Augen auf den Bruder heftete, fand sie ihn schön; wenn sie die Schwester ansah, däuchte es ihr, diese müsse gut sein. Sie brachten erst die Abende mit einander zu, dann machten sie mit einander kleine Ausflüge in der Umgegend, besuchten die sehenswerthesten Punkte, und am Ende verließen sie sich nicht mehr.

Fräulein von Cauteretz errieth sehr bald, daß ihr Bru-

der im Begriffe stehe, sich in seine schöne Hausgenossin zu verlieben, und diese desgleichen, und war sehr erfreut darüber; diesmal wenigstens, so hoffte sie, würde die alte Burg Tosse eine Hausfrau gern und freiwillig einziehen sehen, und damit zugleich ihrem Hause eine freundlichere Zukunft erblühen. Unvermögend sich zu beherrschen oder zu verstellen, theilte sie ihrem Bruder ihre Hoffnungen und Wünsche mit, und dieser gestand ihr ohne Weiteres, daß auch er Fräulein von Tarras liebe.

„Was Dich aber in Erstaunen setzen wird, Schwester, das ist, daß ich trotzdem nicht geneigt bin, sie zu heirathen. Mein Widerwille gegen den Ehestand ist vielleicht unnatürlich, aber es ist nun einmal so, und ich habe eine Ahnung, daß diese Verbindung uns irgend ein Unglück bringen würde. Möge mein Gefühl mich täuschen!"

„Was beabsichtigst Du also, Bruder?"

„Ich weiß es nicht, ich beabsichtige vor der Hand gar Nichts; ich warte. Unsere Cousine ist frei, ich ebenfalls; wir werden ja sehen, ob sie mich genug liebt, um mir aller Welt zum Trotze zu folgen. Weigert sie sich, nun denn, so werde ich es wie unser Vater machen, und sie gewaltsam entführen."

„Du, mein Bruder! so vernünftig, so vorsichtig!"

„Ich liebe sie."

Fräulein von Cauteretz ward nachdenkend und trieb, wenigstens für dies Mal, die Unterhaltung nicht weiter. Es ward ihr nicht schwer, die Fortschritte zu beobachten, welche die Liebe in dem Herzen des jungen Mädchens machte; sie sah, wie die arme Kleine jeden Tag mehr den Gra=

fen suchte, und wie traurig sie war, wenn er sie verlassen mußte. Sie empfand inniges Mitleiden mit ihr.

Es war gerade zu den Zeiten der Fronde, wo man sich gar mancherlei erlauben durfte, was jetzt nicht mehr so ungestraft hingehen würde. Fräulein von Cauteretz errieth sehr wohl, daß ihr Bruder nicht viel Umstände machen, und die Kleine sich eben so wenig widersetzen würde. Sie wollte wieder nach Tosse zurückkehren, allein es ward ihr förmlich erklärt, daß dies nicht geschehen könne, da die Geschäfte zur Zeit noch ihre Gegenwart in Dax erheischten. Jetzt beschloß sie, Frau von Tarras geradezu in Kenntniß zu setzen. Diese aber stand für ihre Tochter ein, wie eine von Liebe verblendete Mutter, schwur bei allen Heiligen des Paradieses, daß sie ihr Kind kenne und dieses unfähig sei, sich selbst so weit zu vergessen.

Eines schönen Morgens, etwa acht Tage darauf, erfuhr Fräulein von Cauteretz beim Erwachen die plötzliche Abreise ihres Bruders und ihrer Cousine, und fand einen Brief des ersteren vor, worin dieser ihr zuschwor, daß es seine bestimmte Absicht sei, Fräulein von Tarras zu heirathen, sobald er erst die Ueberzeugung erlangt haben werde, von dieser ausschließlich und um seiner selbst willen geliebt zu sein.

„Was Dich betrifft, Schwester,“ schloß der Brief, „so kehre ruhig wieder nach Tosse zurück; es ist das Beste, was Du thun kannst; erwarte uns und halte immer die Wiegen für Deine kleinen Neffen bereit.“

Die verzweifelnde Mutter erhob ein großes Klagegeschrei, sie wollte durchaus die Flüchtlinge verfolgen lassen.

Fräulein von Cauteretz stellte ihr aber vor, daß sie dadurch das Uebel nur ärger mache, wenn sie den Fehltritt ihrer Tochter auf diese Weise selbst veröffentliche, die jetzt lediglich der Großmuth ihres Entführers anheim gegeben sei, der leicht aufgereizt werden könne; daß dieser sie ganz gewiß niemals heirathen werde, so fest er es seiner Schwester auch gelobt habe, wenn man ihn mit Gewalt dazu treiben wolle, und was dergleichen Vorstellungen mehr waren, durch welche es ihr endlich gelang, Frau von Tarras zu beschwichtigen. Zudem war auch die Partie ansehnlich genug, um etwas dafür zu wagen, was nun einmal nicht mehr zu ändern war. Das Wahre an der Sache war, daß Niemand Lust hatte, sich die Finger bei dieser Geschichte zu verbrennen, und mit einem solchen Manne, wie der Graf war, anzubinden.

Fräulein von Cauteretz kehrte nach Tosse zurück und blieb daselbst drei Jahre ganz allein; oft bestieg sie die Zinne des höchsten Thurmes und schaute rings umher in der öden Landschaft von Sand, Sumpf und Teichen. Eine große Veränderung ging mit ihr vor, sie war kaum mehr kenntlich Sie gab ihre Lieblingsbeschäftigungen auf, sie bestieg ihr Pferd nicht mehr, sie jagte nicht mehr, sie verließ nur sehr selten das Schloß, um in den entlegensten und einsamsten Orten dieser großen Wüste umherzuwandeln; sie sprach kaum mehr ein Wort mit ihren Leuten, und nur des Sonntags sah man sie im gräflichen Betstuhl, mit tief geneigtem Haupte und roth geweinten Augen der Messe beiwohnen, und mit inbrünstiger Andacht beten.

Eine Nacht ward heftig an das Schloßthor gepocht; man hörte Pferde stampfen und das Rufen mehrerer Stimmen. Sie erkannte die des Grafen darunter und beeilte sich, ihm entgegen zu laufen. Sobald das Thor geöffnet war, stürzte sie ihm heftig bewegt in die Arme.

„Liebe Schwester,“ sprach er, sie umarmend, „ich bringe Dir hier meine Frau.“

Sie blickte auf und sah jetzt erst Fräulein von Tarras an seiner Seite, heiter lächelnd und glücklich. Sie umarmte auch ihre Schwägerin liebevoll und führte sie in die Zimmer des Grafen, die immer bereit und in vollkommener Ordnung gehalten worden waren, als ob man täglich seine Heimkehr erwartet hätte. Endlich zog sie sich in ihr eigenes Zimmer zurück, bleich und traurig, statt heiter und zufrieden, wie man hätte meinen sollen. Statt sich nun auch zu Bett zu legen, setzte sie sich hin und schrieb, und dann betete sie lange und inbrünstig, unter heißen Thränen.

„O mein Gott!“ stöhnte sie, „erleuchte mich mit Deiner Gnade und verleihe mir die Kraft zu dem, was ich thun soll!“

Mit Sonnenaufgang war auch sie schon wieder auf den Füßen, und ging mit eiligen Schritten auf das Städtchen zu.

Bei ihrem Erwachen fragten der Graf und die Gräfin nach ihr; sie war so eben wieder heimgekehrt, und als ihr Bruder sein Erstaunen über diesen seltsamen Spaziergang äußerte, entschuldigte sie sich mit ihrem inneren

Drange, in die Kirche gehen und Gott für seine glückliche Rückkehr danken zu müssen.

„So hättest Du wenigstens einen der Diener mitnehmen können, liebe Schwester," sagte der Graf; „es scheint, daß Du während meiner Abwesenheit ganz vergessen hast, was Du Deinem Range schuldig bist."

Fräulein von Cauteretz setzte indessen ihre bisherige einsame und traurige Lebensweise fort; sie ging gar nicht mehr aus und schlug es, unter dem Vorwande ihrer geschwächten Gesundheit, ihrem Bruder und ihrer Schwägerin ab, diese auf ihren Ausflügen zu begleiten.

Desto heiterer gestaltete sich das Leben des Grafen und seine Ehe schien eine der glücklichsten zu sein; er und seine Frau liebten sich wie ein Romanpärchen, nur war er von einer grenzenlosen Eifersucht, und die Gräfin durfte kaum einem durch die Luft fliegenden Vogel nachschauen, ohne daß er sie um die Ursache befragte. Wie vorher, ging er zu Niemand, nahm keine Besuche an, schloß sich mit seiner Frau fast immer ein und kümmerte sich wenig um seine arme Schwester, welche ihre Zeit ebenfalls einsam in ihrem Zimmer hinbrachte, und wie ein Waldvogel hinwelkte, den man in einen Käfig eingesperrt hat. Nur des Abends begleitete sie zuweilen ihren Bruder und ihre Schwägerin auf einem kurzen Spaziergang auf der Platform des großen Thurmes, wo sie aber auf alle Fragen nur mit kargen Silben antwortete.

Die Gräfin liebte ihre Schwägerin, und als sie deren tiefe Traurigkeit gewahrte, versuchte sie es, sie nach

der Ursache derselben auszuforschen. Aber vergebens, Fräulein von Cauterets wich jeder Antwort aus.

Eines Sonntags, wo zufällig der einzige Gast, der Zutritt im Schlosse hatte, der Pfarrer des Ortes, anwesend war, ließ der Graf die beiden Frauen einige Augenblicke allein.

„Was haben Sie, liebe Schwester?“ frug die Gräfin mit liebevoller Theilnahme; „ich sehe, daß Sie vor Kummer sterben, und kann die Ursache nicht errathen.“

„Um Gotteswillen!“ rief Fräulein von Cauterets, „sprechen Sie niemals so in Gegenwart meines Bruders; Sie würden dann verantwortlich für das furchtbarste Unglück sein!“

Die junge Gräfin sah sie erstaunt an.

---

## Fünftes Kapitel.

„Mein Gott!" sagte die Gräfin, „Sie erschrecken mich! Was ist es denn? Ein Unglück, sagen Sie? — Welches Unglück kann uns denn hier betreffen, in unserm Schlosse, in dem wir die unumschränkten Herren sind, in das Niemand eingelassen wird? Was könnten wir denn von der übrigen Welt zu befürchten haben, von der wir Nichts wissen und die Nichts von uns weiß?"

„Ach, Schwester! liebe Schwester! aus Erbarmen, befragen Sie mich nicht, forschen Sie nicht. Sehen Sie denn nicht, daß Sie mir das Herz zerreißen?"

„Im Gegentheil, ich werde forschen, ich werde Sie fragen, ich werde so lange in Sie dringen, bis Sie sich mir ganz anvertrauen; ich will den Grund Ihres Trübsinnes durchaus wissen."

So verbrachten sie die ganze Zeit während der Abwesenheit des Grafen, die Eine fragend und forschend, die Andere jede Auskunft verweigernd.

Der Graf kam zurück, und es verstrich eine geraume Zeit, bis sich wieder die Gelegenheit zu einem vertraulichen Gespräche dieser Art fand. Frau von Cauteretz dachte immer nur über das Schweigen und die Traurigkeit ihrer Schwägerin nach, und ward darüber selbst ganz traurig. Ihr Mann, der die Traurigkeit seiner Schwester gar nicht sah, bemerkte um so besser die seiner Frau, und fing an diese zu quälen, um den Grund derselben zu erfahren. Wohl tausend Mal stand sie im Begriffe, sich ihm zu vertrauen, aber stets hielt sie ein Gefühl der Furcht davon ab.

Im März, am Feste Mariä Verkündigung, ließ der Graf den Pfarrer abermals zu sich in das Schloß berufen, und die beiden Schwestern fanden wieder Gelegenheit, allein mit einander in ihrem Gefängnisse ohne Dach zu lustwandeln. Die Gräfin von Cauteretz verschwendete dieses Mal nicht wieder die kostbaren Augenblicke mit vergeblichen Fragen und Bitten, sondern stellte ihrer Schwägerin eindringlich die Nothwendigkeit vor, sich zu verständigen, und schwur ihr, wenn sie sich ferner weigere, ihr Alles zu gestehen, so werde sie dem Grafen Alles sagen und ihn veranlassen, sie selbst zu befragen. Das arme Fräulein vergoß viele Thränen, bevor sie sich entschloß, ihrer Schwägerin die Ursache ihres Kummers anzuvertrauen.

Endlich that sie es denn.

Während der langen Zeit ihres Alleinseins im Schlosse traf es sich eines Tages, wo sie zur Jagd ausgeritten war, daß sie einem jungen, gut aussehenden jungen Mann begegnete, der am Fuße eines Baumes saß und las. Ihr Pferd

scheuete vor ihm, machte einen unerwarteten Seitensprung, sie verlor den Steigbügel und fiel, trotzdem sie eine geschickte Reiterin war, so heftig auf den Sand, daß sie ganz betäubt ward. Außer einem alten Piqueur hatte sie keine Begleitung mitgenommen. Bevor dieser noch vom Pferde herab war, hatte der junge Mann die Ohnmächtige bereits aufgehoben, mit frischem Quellwasser besprengt, und ihr alle mögliche Sorgfalt gewidmet. Da sie aber immer noch nicht zur Besinnung kam, so zog er eine Lanzette hervor und ließ ihr zur Ader; er war ein Arzt. Fräulein von Cauteretz blieb in Folge dieses Sturzes längere Zeit krank, und der junge Arzt kam täglich ins Schloß, um sie zu besuchen. Als sie wieder hergestellt war, setzte er seine Besuche demohngeachtet fort, denn er hatte sich im nächsten Flecken niedergelassen. Endlich liebten sie sich und gestanden es sich, trotz aller Hindernisse und der Ungleichheit ihrer Geburt; das Fräulein vergaß ihren Rang und Stand, stieg bis zu dem ihres Geliebten herab, allein die Furcht machte Beide vorsichtiger, und von diesem Tage an sahen sie sich nur des Nachts im Schlosse, unter dem Schutze von des Fräuleins alter Amme, und zuweilen nur in den frühesten Morgenstunden, auf einsamen Spaziergängen. So war der Stand der Dinge, als der Graf mit seiner jungen Gemahlin plötzlich zurückkam; natürlich konnten sich die Liebenden nun nicht mehr sehen; sie wagte nicht mehr auszugehen und er nicht ins Schloß zu kommen, wenn man nicht eben seine ärztliche Hülfe beanspruche. Sie schrieben sich nur zuweilen; Beide aber litten unaussprechlich durch diese Trennung, deren Nothwendigkeit Fräulein

von Cauterets doch fühlte, während der junge Arzt sich dagegen empörte. Er schweifte fortwährend um das Schloß, was seine Geliebte in tausend Aengsten versetzte, denn der geringfügigste Umstand konnte ihn ja verrathen, der Graf ihn entdecken und dann war es um das arme Mädchen geschehen, denn nie würde ihr ihr Bruder eine solche Mesalliance vergeben; die Cauterets, streng und unerbittlich in allen Dingen, waren es noch ungleich mehr in Betreff ihres alten Adels. Sie war also in einem steten Zustande der Verzweiflung, sie lebte nicht mehr, sie zitterte beim geringsten Geräusch, sie war in Verzweiflung, ihn nicht mehr zu sehen, und war es noch viel mehr, wenn sie nur an die Möglichkeit dachte, daß der Graf ihn zufällig erblicken könne; sie wußte nicht mehr, was aus ihr werden, was sie thun, wem sie sich anvertrauen sollte. Ihre Schwägerin, obgleich eben so ohnmächtig wie sie, war dennoch das einzige Wesen, das ihr wenigstens Trost verleihen konnte, und nun das Eis einmal gebrochen, war sie sehr erfreut, daß dies geschehen war.

Die beiden Schwägerinnen beriethen sich nun so lange, als die Zeit es ihnen eben verstattete; allein noch ehe sie zu irgend einem bestimmten Entschluß hatten gelangen können, kam der Graf schon wieder zu ihnen zurück. Die gute Gräfin zersann sich die ganze Nacht den Kopf darüber, was sie ihrer Schwägerin wohl rathen solle, und am anderen Morgen hatte sie die Verwegenheit, allein in deren Zimmer zu gehen.

Sie setzte ihr die dringende Nothwendigkeit auseinander, diese ganze Intrigue so schleunig wie möglich abzu-

brechen, erhob ihren Muth, widerlegte alle ihre Einwendungen, und schloß endlich mit den Worten:

„Dieser Mann muß davon benachrichtigt werden, daß für ihn durchaus Nichts mehr übrig bleibe, als sich baldigst aus dieser Gegend zu entfernen und Sie in Frieden zu lassen. Ich weiß, daß Sie ihn nicht wiedersehen können, und ihn auch nicht wiedersehen sollen. Mein Gemahl ist genöthigt, nach Bayonne zu reisen, wohin der ganze Adel der Provinz, wegen der bevorstehenden Vermählung unseres Herrn und Königs, beschieden ist, und er nimmt uns nicht mit dahin. Während dieser Zeit werde ich mich krank stellen, man wird den jungen Arzt berufen, und ich werde mit ihm sprechen; die alte Amme wird uns dabei behülflich sein."

„Wie, liebe Schwägerin! Sie wollten —? Aber wenn mein Bruder das Mindeste davon erführe, so könnte unsägliches Unglück für Sie daraus entstehen. — Nein, nimmer kann ich das zugeben! Der Doktor Michelet ist kein gewöhnlicher Arzt, seine Schönheit würde ihn meinem Bruder verdächtig machen und seine fürchterlichste Eifersucht erwecken."

„Gott wird uns die Gnade verleihen, daß er Nichts davon erfährt; und dann, ich fühle mich stark im Bewußtsein meiner Pflichterfüllung, meiner Unschuld und meiner treuen Liebe zu ihm; seien Sie also unbesorgt, es wird mir nichts Böses widerfahren Ich würde mich glücklich schätzen, Sie von einem solchen Schmerze und von einer solchen Gefahr befreien zu können."

Kaum hatte sie sich eine Viertelstunde mit ihrer Schwä-

gerin besprechen können, als ihr Mann schon kam, voller Unruhe sie nicht zu sehen. Er sah sehr finster aus und frug die Frauenzimmer barsch, warum sie bei seinem Erscheinen so plötzlich verstummten. Weder die Eine noch die Andere waren im Stande zu lügen, und sie gaben nur verlegene Antworten. Er trat ans Fenster, und da die Frauen ihn mit ihren Blicken Etwas ängstlich verfolgten, gewahrten sie draußen vor dem Schlosse den Doktor Michelet, die Augen unverwandt auf die Fenster gerichtet und mit allen Zeichen der tiefsten Trauer und Niedergeschlagenheit.

„Kennen Sie diesen Mann?“ frug der Graf seine Frau, diese scharf fixirend.

„Nein,“ erwiderte sie, wir kennen ihn nicht, und wissen auch nicht, was er hier zu suchen hat.“

„So, so! Hm!“

Ohne weiter ein Wort hinzuzufügen, bot Cauteretz seiner Frau den Arm und führte sie aus dem Zimmer. Von da an bis zu seiner Abreise nach Bayonne verließ er sie nicht einen Augenblick wieder, so daß es den beiden Schwägerinnen ganz unmöglich ward, sich noch einmal über den bewußten Gegenstand zu besprechen. Er war noch finsterer geworden, als vorher, beobachtete Beide fortwährend, die trotzdem ihre einsamen Spaziergänge auf der Thurmzinne in seiner Gesellschaft fortsetzten; das Schloß ward stiller und trauriger wie je, die Dienerschaft getraute sich kaum mehr aufzutreten, die mürrische Laune des Schloßherrn warf sich auf Alles, was ihm unter die Augen kam, und das ganze Haus glich einem Grabe.

Erst am Abend vor seiner Abreise ward er beim Abendessen anscheinend wieder etwas heiterer. Er richtete einige Scherzworte an seine Schwester und erwieß sich sehr zärtlich gegen seine Frau. Diese, die ihn unendlich liebte und die sein finsteres Wesen ganz trostlos gemacht hatte, war höchst erfreut darüber und erwiderte die Liebkosungen von ganzem Herzen. Er duldete es, daß sie einige Lieder zu ihrer Laute sang und entzückte sie sogar durch einige Lobsprüche.

„Nun," sagte er lächelnd, „ich sehe schon, daß Ihr Eure Zeit während meiner Abwesenheit ganz leidlich zubringen, und nicht gar zu sehr langweilen werdet. Das freut mich, denn Ihr werdet gar keine Gesellschaft außer Eurer eigenen haben, und die Tage sind jetzt sehr lang."

Es war gerade um die Zeit, als wir in Bayonne den Hof erwarteten, und mein Vater den gesammten Adel der Provinz zusammenberufen hatte, um den Majestäten seine Huldigungen darzubringen. Das ganze Land, eine Unzahl von Edelleuten und schönen Damen, woran diese Provinz reicher ist, als irgend eine andere Frankreichs, strömten von allen Seiten herbei; die letzteren besonders haben ein ungemein listiges und schelmisches Ansehen, womit sie allen Männern die Köpfe wirblich machen.

Herr von Cauteretz nahm zärtlichen Abschied von seinen beiden Damen, empfahl den Dienstleuten auf das Schärfste, ihnen wohl zu gehorchen und an Nichts fehlen zu lassen, stieg dann zu Pferd und reiste ab.

Die Schwägerinnen eilten auf die Thurmzinne, um ihm noch mit den Augen zu folgen und winkten ihm so

lange mit ihren Tüchern zu, bis er in der Ferne hinter einen der zahllosen Erdhügel dieser Gegend verschwunden war.

Sobald sie sich aber allein sahen, wendeten sie ihre ganze Aufmerksamkeit wieder auf den Gegenstand zurück, der Beiden seit einiger Zeit schon so viele Unruhe verursacht hatte. Die Gräfin wollte durchaus den Doktor Michelet so schnell wie möglich zu sich rufen lassen, um ihn zu bedeuten, daß er nicht mehr an ihre Schwägerin denken dürfe und Alles zwischen dieser und ihm zu Ende sein müsse; allein Fräulein von Cauteretz konnte sich immer noch nicht zu diesem äußersten und entscheidenden Schritte entschließen.

Zwei Tage verbrachten sie unter fortwährenden Zwistigkeiten darüber; endlich nach vielen Thränen und Seufzern entschloß sich das Fräulein dazu, und die alte Amme ward an den Doktor abgeschickt, mit dem Auftrage, ihn zur Gräfin zu bringen, die plötzlich erkrankt sei. Ihre Schwägerin zerfloß in Thränen.

Als die Nacht anbrach, sprach sie zur Gräfin:

„Ich werde mich jetzt in mein Zimmer einschließen, denn sonst würde ich mich kaum enthalten können zu erscheinen, und Alles wäre verloren. Schicken Sie ja nicht nach mir, wenn er fort sein wird, denn ich werde mein Zimmer vor morgen nicht verlassen. Ich will die Nacht im inbrünstigen Gebete zubringen und hoffe, es wird mir die Kraft verleihen, das anzuhören, was Sie mir morgen sagen werden. Für meine Ruhe, für meinen Verstand wünsche ich, daß er Sie anhören, daß er Ihren Vorstel-

lungen Folge leisten möge; aber mein Herz erbebt, wenn ich nur daran denke. Also nochmals, ich *will heute Nichts* erfahren, ich bin nicht gefaßt genug — ach! *ich fürchte*, es wird mich selbst morgen noch tödten, was Sie mir auch zu sagen haben mögen!"

Das arme Mädchen war weit entfernt davon, es zu ahnen, welche Folgen ihr Abschließen haben würde; wenn Gott aber einmal Etwas über die Menschen beschlossen hat, weiß er die kleinsten Umstände nach seinem unerforschlichen Rathschlusse zu lenken.

Die beiden Schwägerinnen speisten nicht zu Abend; die Gräfin klagte zum Scheine über Unwohlsein, legte sich zu Bett und gab Befehl, ihr den besten Arzt aus dem nächsten Flecken zu holen. Der entscheidende Augenblick war gekommen! —

Doktor Michelet, der weit entfernt war zu ahnen, was seiner harre, beeilte sich, der Einladung augenblicklich Folge zu leisten. Man führte ihn zur Gräfin, die alsobald anfing von ihrer Schwägerin zu sprechen und ihn so sanft und schonend wie möglich auf den ihm bevorstehenden Schlag vorzubereiten.

Aber dieser Mann liebte mit aller Glut der Leidenschaft, und als er nun endlich erfuhr, daß er diejenige nicht mehr wiedersehen sollte, der sein ganzes Herz gehörte, daß Alles aus sei, und mit ihrer Bewilligung, da kannte seine Verzweiflung keine Grenzen; er bat, er beschwor die Gräfin so flehend und rührend, Alles aufzubieten, um das Schrecklichste von ihm abzuwenden, daß diese von Mitleid

ergriffen ward und vor ihrem Gewissen Bedenken zu tragen anfing, seine Verzweiflung noch weiter zu treiben.

Man hat später alle diese Einzelheiten von der alten Amme erfahren, die im Alkoven als Zeugin des ganzen Auftrittes verborgen war, und von Schrecken und Entsetzen gelähmt, nicht fähig war, bei der furchtbaren Katastrophe zum Vorschein zu kommen.

Der Doktor warf sich vor dem Bette der Gräfin auf die Knie, ergriff ihre Hand, bedeckte sie mit seinen Thränen und Küssen und flehte sie an, sein guter Engel zu werden; sie war gerührt, erschüttert, denn selten ist ein Frauenherz dem Flehen unglücklicher Liebe unzugänglich. — Da plötzlich tritt der Graf ins Zimmer, und bevor die Beiden ihn eigentlich noch erkannt, hat er sich schon, den gezückten Dolch in der Hand, auf den Doktor Michelet gestürzt und ihm das Herz hinterrücks durchbohrt. Ohne einen Laut von sich zu geben, fiel er todt nieder. Starr vor Entsetzen, todtenbleich, keiner Bewegung, keines Wortes mächtig, blickt die Gräfin ihren Gemahl an.

„Mein Freund — mein Freund —"

Das ist Alles, was sie noch hervorzustammeln vermag, und dann schwinden ihr die Sinne.

Als sie wieder zu sich kam, befand sie sich in einem dicht verhüllten, mit Vorlegeschlössern verwahrten Kutschwagen; die Ledervorhänge waren von außen zugeschnallt, dichte Finsterniß umgab sie; es war wie ein bewegliches Grabgewölbe. Sie rief, sie schrie um Hülfe, aber Niemand antwortete ihr; und doch war es ihr, als ob mehre Reiter neben dem Wagen hergaloppirten. Sie vermochte

durchaus Nichts von dieser gewaltsamen Entführung zu begreifen; ihr Gedanke war nur, daß ihr Gemahl sie deshalb von dem Schlosse wegbringe, um mit seiner Schwester nach Gutdünken verfahren zu können, und nur um diese empfand sie lebhafte Besorgnisse.

„Er wird sie umbringen!" stöhnte sie für sich; „mein Gott! er wird sie tödten!"

Daß nur im Entferntesten von ihr die Rede sein, daß der Graf einen Verdacht gegen sie hegen, sie wohl gar der Untreue beschuldigen könne, das fiel ihr gar nicht einmal ein.

Inzwischen rollte der Wagen immer mit gleicher Geschwindigkeit fort, dann hielt er an, sie hörte Pferdegetrappel, dann ging es wieder mit derselben Schnelligkeit weiter, woraus sie schloß, daß man die Postpferde gewechselt habe, und so oft man anhielt, rief sie jedesmal laut nach ihrem Gemahle, aber Niemand antwortete darauf.

Man gab ihr Nichts zu essen, zu trinken, kein Lebenszeichen; kein Mensch schien sich um sie zu bekümmern; sie empfand einen nagenden Hunger, brennenden Durst, und trotz dem sie nur mit einem Hemd und einer Mantille bekleidet war, eine erstickende Hitze. Endlich sank sie erschöpft auf die Wagenkissen hin und schlief ein.

Als man sie endlich halb todt aus dem Wagen hob, erkannte sie Niemand von den sie umgebenden Personen, und auf die Frage, wohin man sie bringen wolle, erhielt sie nur die Antwort:

„Wir vollziehen nur die Befehle des Herrn Grafen, Madame."

Der Wagen hielt vor einem kleinen, schwarzen und sehr ärmlich aussehenden Hause; ein starker alter Mann und eine alte Frau unterstützten sie; der Postillon spannte die Pferde aus und ritt dann mit ihnen davon; aber weder der Graf, noch irgend Jemand von dessen Dienerschaft erschien.

Sie hüllte sich, so gut sie konnte, in ihre Mantille, und ließ sich, obwohl erschrocken, doch ohne Widerstreben von den beiden alten Leuten in eine feuchte, schmutzige Stube bringen, in der keine anderen Meubles standen, als ein schlechtes Bett und einige Holzschemel. Sie bat, daß man ihr den Grafen oder irgend Jemand rufen möchte; sie gaben ihr aber keine Antwort und ließen sie allein.

Fünf Minuten darauf öffnet sich eine Seitenthür, aus welcher ihr Gemahl hervortrat; sie lief auf ihn zu, schlang die Arme um seinen Hals und rief, wahrscheinlich nur in Gedanken mit ihrer Schwägerin beschäftigt:

„Gnade für die Schuldige! Verzeihung!“

Er aber erfaßte sie in seinen starken Arm, hob sie empor, lief mit ihr durch einen unbebauten Garten, der von halb verfallenen Breterzäunen umgeben war, drang durch eine der Lücken und erreichte ein Feld, wo er sie dicht neben einer frisch gegrabenen Grube auf die Erde herabließ. Nichts war schreckhafter, als die Einsamkeit dieses Ortes und das todtenbleiche Gesicht des Grafen.

„Höre mich an,“ begann er endlich; „Du hast mich betrogen, hast mich verrathen, Du verdienst alle Strafen und Martern dieser Erde. Dein Bitten und Flehen ist vergebens. Du hast die Züchtigung Deines Buhlen gese-

hen; ich hatte mich dabei zu sehr übereilt und ihn zu schnell und leicht aus dem Leben befördert; seitdem habe ich aber nachgedacht: Du sollst eines langsamen, qualvollen Todes sterben, und alle Qualen und Schmerzen werden noch nicht hinreichen, um die meinigen zu sühnen, die Du mir verursacht hast."

Die Unglückliche bat, flehete, beschwor ihre Unschuld, ohne jedoch das Geheimniß ihrer Schwägerin zu verrathen; lieber würde sie tausend Mal den Tod erlitten haben; er aber achtete gar nicht auf ihre Worte, schnürte ihre Arme und Füße mit Stricken zusammen und fing nun jene früher erwähnte scheußliche Fleischerei an. Er schnitt ihr die Finger und Zehen ab, durchbohrte und schlitzte ihr die Zunge und bedeckte ihren ganzen Körper mit zahllosen Schnittwunden; sie schrie, daß es selbst einen Tiger hätte rühren müssen, nur ihn nicht, und da ihr Blut aus mehr wie hundert Wunden strömte, so ward sie ohnmächtig. Nun grub er sie bis an die Schultern in die Erde, überhäufte sie mit Schmähungen, verfluchte und verwünschte sie noch zu langen Leiden, bevor sie zur Hölle hinabfahre, wovon die Unglückliche aber Nichts mehr hörte, und ließ sie dann auf dieser Stelle, wo sie am anderen Morgen die beiden alten Leute, Pächter dieses elenden, kleinen, der Familie Cauteretz zugehörigen Gütchens fanden und nach Mont-de-Marsan schaffen ließen.

Was den niederträchtigen Henker betraf, so warf er sich nach vollbrachter Gräuelthat wieder aufs Pferd, jagte die ganze Nacht in der Irre umher und sprengte dann in

einem Carriere nach dem Schlosse zurück; als er das Thor erreichte, brach das Pferd todt unter ihm zusammen.

Hier aber fand er Alles in größter Verwirrung und Bestürzung. Fräulein von Cauteretz war beim Anblick ihres ermordeten Geliebten wahnsinnig geworden, und duldete nicht, daß man den Leichnam nur berühre. Die Diener wußten nicht, was sie sagen und thun sollten; das spurlose Verschwinden einer ihrer beiden jungen Gebieterinnen, (denn Alles im Schlosse hatte während der schrecklichen Katastrophe im tiefsten Schlafe gelegen, außer der Amme und einem Stallmeister, den Vertrauten des Grafen, der ihm heimlich in der Nacht die Pforte geöffnet hatte,) der Wahnsinn der anderen, dieser durchbohrte blutige Leichnam, — sie liefen rathlos hin und her, und keiner wußte, was er beginnen sollte.

Das plötzliche Erscheinen ihres Gebieters beruhigte die Diener zwar für den ersten Augenblick, als sie aber sein bleiches, verstörtes Antlitz, seine mit Blut und Schmuz bedeckten Kleider sahen, ward ihr Entsetzen nur um so größer. Die alte treue Amme raufte sich das Haar, überhäufte den Grafen mit Vorwürfen und Schmähungen, und rief Dinge in alle Winde aus, um die man sie nicht befragt hatte.

Das, was sie sagte, der Anblick seiner wahnsinnigen Schwester, ließen jetzt zum ersten Male dem Grafen den wahren Zusammenhang errathen; er suchte seine Schwester, die Amme auszuforschen; er erinnerte sich der letzten Worte seines unglücklichen Weibes:

„Ich bin nicht die Strafbare, ich bin unschuldig, aber ich kann nicht mehr sagen!"

Er strengte sich an, alle Umstände in seinem Gedächtnisse nebeneinander zu stellen, und plötzlich tauchte die Erkenntniß seines Verbrechens wie ein furchtbares Gespenst vor ihm auf. Er stieß einen einzigen Schrei der Verzweiflung aus, stürzte hinab in den Stall, ergriff das erste beste Pferd, warf sich darauf, ohne es erst satteln zu lassen, und sprengte wie ein Rasender querfeldein nach dem kleinen Pachthofe zurück.

Aber Gottes strafender Arm folgte ihm; er stürzte mit dem Pferde in eine tiefe Schlucht, brach beide Schenkel und blieb so hilflos unter den fürchterlichsten Schmerzen zwei Tage liegen. Endlich hörten ihn zufällig vorüberkommende Landleute wimmern und zogen ihn mit vieler Mühe und schon dem Tode nahe, heraus.

Seine arme Frau starb trotz aller ärztlichen Pflege und Sorgfalt, ohne gesprochen zu haben. Aber trotz dem gelang es dem Amtmann, alle einzelnen Umstände dieser schrecklichen Begebenheit zu entdecken und zusammenzustellen. Man wagte nur leise davon zu sprechen, denn trotz des Grafen hoffnungslosem Zustande hatten seine Diener und Vasallen große Furcht vor ihm. Dennoch verlautete noch genug davon, um die Gerichte auf die richtige Spur zu bringen, und so erfuhr man denn Alles.

Der Amtmann wendete sich an meinen Vater, ob er den Prozeß gegen den Grafen einleiten solle; allein der Marschall fand es nicht für angemessen.

Das arme Fräulein von Cauteretz blieb wahnsinnig

und mußte in ein Kloster geschafft werden; des Grafen, der die fürchterlichsten Qualen erlitt, wie sie seine Gräuelthat verdiente, hatte sich der Pfarrer von Tosse bemächtigt, um ihm ins Gewissen zu reden, was indeß kaum noch nöthig war. Er selbst war schon entschlossen, wenn Gott ihm das Leben lassen wolle, in den strengsten Büßerorden zu treten und seine Tage in Reue und Zerknirschung zu beschließen.

Man suchte die ganze Geschichte so viel wie möglich zu unterdrücken, um nicht das Volk gegen den Adel aufzuregen, und that sehr weise daran. Man muß diejenigen, denen Macht und Rang verliehen ist, immer in Achtung zu erhalten suchen, denn indem man sie achtet, achtet man die Macht selbst, die sonst nur noch ein Spielzeug werden würde.

---

## Sechstes Kapitel.

Während sich der Hof in Bordeaux aufhielt, stellte auch meine Tante, die Gräfin von Lauzun, den Majestäten ihre Tochter vor, um in den Hofstaat der jungen Königin aufgenommen zu werden; es war der Wunsch des Königs, daß dieser nur aus den ersten Adelsfamilien des Landes gewählt werden sollte. Ich bemächtigte mich natürlich sogleich meiner liebenswürdigen Cousine, um ihrem Bruder zu gefallen, der sie sehr liebte und mir sie angelegentlich empfahl. Sie heirathete ein Jahr später den Grafen von Nogent.

Diese ganze Reise war keineswegs bequem für unsere Liebe; ich sah Peguilhin nur selten und niemals ohne Zeugen. Herr von Valentinois verließ mich keinen Augenblick und strich ewig wie ein eifersüchtiger Kater um mich herum, selbst auf den späteren Reisen des Hofes nach Vincennes und Fontainebleau, wo es sehr große und glänzende

Feste gab. Meine Anbeter, oder meine Sterbenden, wie man sich damals auszudrücken pflegte, seufzten und schmachteten nach Herzenslust, ließen es sich aber dabei ganz wohl sein; mir war Alles das höchst langweilig. Ueberall mußte man die Cour machen, und wir wohnten unter Anderen auch dem feierlichen Einzuge der jungen Königin in Paris im vollen Staate bei, der von früh sechs bis Abends acht Uhr währte. Es war Alles höchst prachtvoll und glänzend, aber auch eben so ermüdend und langweilig.

Der alte Herzog von Lothringen lag aller Welt im Nacken. Er wollte durchaus seinen Herrn Neffen, den Prinzen Karl, verheirathen, entweder mit Mademoiselle, oder mit einer ihrer Schwestern, oder endlich mit einer der Mademoiselles de Mancini, die aber alle Nichts von dem ausgebotenen Freiwerber wissen wollten. Er selbst hatte sich einstweilen in die hübsche Tochter eines Apothekers von Mademoiselle, Namens Marianne Pajot verliebt, und sprach sogar davon, sie am Ende heirathen zu wollen. Madame war wüthend darüber, der ganze Hof bekümmerte sich um diese Geschichte, und die jungen Herren fingen bereits an um die hübsche Marianne herumzustreifen, und sie ihrem alten Anbeter abspenstig zu machen. Selbst Guiche wollte sich hineinmischen, obgleich er bereits sein Augenmerk auf ein höheres Wild gerichtet hatte, das zu der Zeit anfing, die Anbeter hinter seiner Fährte drein zu locken. Was Peguilhin betraf, so dachte der damals nur an mich; seitdem hat die Zeit ihn freilich sehr verändert.

Der Herr Cardinal hatte glänzende Vorbereitungen zu einem Ballfeste getroffen, das er der Königin geben wollte; allein kurz vorher brach Feuer in dem Saale aus, den man dazu decorirte. Der gute Cardinal bekam einen solchen Schrecken davon, daß er krank ward und sich nach Vincennes schaffen ließ, wo er zwei Monate darauf starb.

In seinem Testamente hinterließ er auch meinem Vater hunderttausend Livres, worüber dieser keineswegs ungehalten war, und was ihn sehr schnell über den Verlust seines großen Freundes tröstete; er sprach nur mit geneigtem Haupte und dem Gesichte eines betrübten Erben von ihm, was den König ungemein belustigte.

Herr von Valentinois fing um diese Zeit an mich sehr zu peinigen, daß ich mit ihm in sein schönes Erbreich Monaco reisen sollte, woraus ich mir aber durchaus Nichts machte. Ich wieß ihn daher so derb ab, daß er sich darüber beim Marschall beklagte. Dieser aber lachte ihn, wie gewöhnlich, aus, und fand es vollkommen in der Ordnung, daß ich am Hofe bleiben wollte.

„Sie werden noch Zeit genug dazu haben," sagte ihm der Marschall, „wenn Sie einmal selbst an die Regierung kommen; da aber einstweilen noch Ihr Herr Vater die Stelle besetzt hält, so rathe ich Ihnen, sie ihm noch zu lassen und sich nicht um ihr Reich zu bekümmern."

Das war es aber keineswegs, was mein Herr Gemahl wollte, und ich zitterte wirklich vor dem Gedanken, daß er mich eines schönen Morgens in den Wagen setzen und in aller Stille mit mir auf und davon fahren könne.

So oft es mir gelang, Peguilhin allein zu sehen, sprach ich meine Besorgnisse darüber gegen ihn aus.

Es war damals sehr stark die Rede von einer Vermählung Monsieurs mit Madame Henriette von England, die ich eben so gütig und liebenswürdig gegen mich wieder fand, wie sie es in unserer Kindheit gewesen war.

Eines Tages sagte mein Cousin zu mir:

„Ich weiß ein Mittel, um Ihr Hierbleiben zu sichern; werden Sie Oberintendantin der neuen Madame."

Das war ein Lichtstrahl. Ich ließ sogleich anspannen und fuhr zur Königin von England, deren frühere Güte für mich ich wieder erbat und hinzufügte, daß ich jene Stelle, die mich der Prinzessin so nahe stelle, sehnlichst wünschte.

Die Königin von England versprach mir, Alles für meine Wünsche zu thun, was nur in ihren Kräften stehe, und schloß mit den Worten:

„Ich glaube, daß es mir nicht sehr schwer werden wird, dies zu erreichen. Die Königin-Mutter schätzt Sie ungemein, was mich, offen gestanden, darum in Erstaunen setzt, weil sie Sie doch fast gar nicht kennt. Monsieur spricht von Ihnen, wie er von Niemand anderem spricht; der König erklärt Sie als Ihres Ranges vollkommen würdig; meine Tochter liebt Sie und uns Allen ist es nur schmeichelhaft, daß Sie in ihren Hofstaat zu treten wünschen. Eine Herzogin, das ist sehr viel! Zu meiner Zeit wäre so etwas am Hofe gar nicht denkbar gewesen; vor dem Cardinal Richelieu waren alle diese Damen viel zu stolz dazu. Ich befürchte daher auch, daß Viele

Sie tadeln werden. Haben Sie die Sache daher auch reiflich erwogen?"

Was kümmerte mich der Tadel Anderer! Ich wollte nur vor allen Dingen Paris nicht verlassen, das Uebrige war mir gleichgültig.

Ich wollte wieder in mein Hotel zurückfahren, als ich am Thore des Louvre selbst, in welchem die Königin von England wohnte, dem Wagen der Frau von Boisse begegnete, die sogleich ausstieg und an den Schlag des meinigen trat, um mit mir zu sprechen. Ihr Mann gehörte zur Familie La Force und war nahe mit den Lauzuns verwandt, weshalb wir uns auch zuweilen sahen, trotz dem sie und ihr abenteuerliches Leben mir durchaus nicht gefielen. Sie hatte schon unter der Regentschaft, unter dem Namen einer Madame de Langey viel von sich reden machen; sie und Mademoiselle Courtaumer de Saint-Simon waren aus der Normandie. Der Herzog von Saint-Simon ist, was er auch sagen möge, von einer jüngeren Linie, und jene ältere ist, schon der hohen Verwandtschaften wegen, mehr werth wie die seinige.

Das letzte und merkwürdigste Abenteuer dieser Frau von Boisse ist etwas delicat zu erzählen, obgleich die Sache ganz offenkundig ist, und Niemand, selbst die strengsten Personen, den mindesten Anstoß daran nehmen. Man fängt jetzt an sehr ernsthaft zu werden; man scheut sich, jedes Ding bei seinem richtigen Namen zu nennen, und wenn es wahr ist, was man mich gestern versicherte, daß sich nämlich der König in die Netze der Frau von Maintenon verstrickt hat, so steht uns eine Herrschaft scheinhei-

liger Tugendheldinnen bevor; zum Glück werde ich Nichts davon sehen.

Nichts desto weniger werde ich die höchst kuriose Geschichte dieser Frau von Boisse erzählen: Honny soit qui mal y pense! Hat sie doch der Ausspruch des Parlaments genugsam veröffentlicht.

Herr von Langey, ihr erster Mann, konnte weder Herrn von Courtaumer, den Oheim und Vormund seiner Frau, noch die Marquise de La Caze, ihre wieder verheirathete Mutter, noch deren Großvater, den alten Präsidenten Madelaine, ausstehen und ließ Frau von Langey nur durch stete Prozesse mit ihrer Familie verkehren; sie war nämlich sehr reich und hatte eine noch reichere Erbschaft in Aussicht. Er war der eifersüchtigste Mensch, den es jemals auf der Welt gegeben hat, begleitete seine Frau überall hin wie ihr Schatten, selbst in die Predigt, und schoß sogar auf den Kirchendiener wüthende Blicke, wenn dieser zufällig im Vorbeigehen mit dem Rockschoß an ihren Stuhl streifte. Sie waren Hugenotten und er erlaubte ihr nur die heilige Schrift nebst dazu gehörigen Commentaren zu lesen; ja er trieb endlich die Eifersucht so weit, daß er ihr vorschlug, sich gemeinsam in ein Zimmer des Schlosses Courtaumer einzuschließen und darin eine Drehnische anbringen zu lassen, durch welche die Dienerschaft sie mit allem Möglichen versehen könnte, nur um sich niemals verlassen zu dürfen.

Diese außerordentliche Eifersucht erregte Verdacht bei der Familie der Frau, und einige Worte, die dieser entschlüpften, gaben Grund zur Vermuthung, daß es mit die-

ser Ehe nicht so sei, wie mit allen anderen; durch List brachte man es dahin, die junge Frau einmal zu ihrer Tante, der Frau von Le Coq zu locken und sie dort gründlich auszuforschen. Das arme Weibchen legte eine vollständige Beichte ab, welche Herrn von Langey zur höchsten Schmach gereichte.

Großer Spektakel! Der alte ehrliche Madelaine brachte seine ganze Sippschaft in Aufruhr über die schlechte Behandlung der jungen Frau von Seiten ihres nominellen Gatten, und dieser wird mit einer Scheidungsklage überrascht, im Augenblick, als er es am wenigsten erwartete.

Man tauscht die Facta aus. Die Familie Langey erhebt ein großes Geschrei und verlangt einen Privat-Congreß; das Haus Courtaumer will aber Nichts davon wissen und bringt die Sache vor den Herrn Civil-Lieutenant, weil die Parteien Hugenotten sind. Was für Umständlichkeiten! Welch ein Scandal! Zum Glück hat man jetzt dergleichen nicht mehr zu befürchten. Welches Loos man auch in der Ehestandslotterie gezogen hat, man behält es und richtet sich den Umständen nach so gut wie möglich ein.

Langey war übrigens wohlgebaut und von hübschem Ansehen. Ich habe alle diese Details, und noch manche andere, die ich nicht wieder erzählen werde, von meinem Vater, der die ganze Geschichte im Original gesehen hat. Eines Tages, als Frau von Franquetot-Carcabu Herrn von Langey auf dem Corso sah, sagte sie zum Marschall:

„Du mein Himmel! Wem soll man jetzt noch vertrauen?“

Die Herings- und Fischweiber sammelten sich an der Thüre des Herrn Civil-Lieutenants, um ihn beim Herauskommen zu erwarten.

„Heda! Gevatterin!“ rief eine der anderen zu, „wollte Gott, ich hätte auch einen solchen Mann!“

Seltsamerweise hatte Langey die Mehrzahl der Frauen für sich; sie waren empört über das Verfahren der seinigen und freuten sich über die Demüthigungen, die sie zu erdulden hatte. Der Civil-Lieutenant war ihm günstig gesinnt, und Langey hätte seine Frau behalten, wenn seine Familie so verständig gewesen wäre, nicht einen Privatcongreß zu verlangen.

Der Prozeß dauerte an zwei Jahre und man sprach von nichts Anderem in Paris. Die Frauen, selbst die zimperlichsten, gewöhnten sich an diese Discussionen, ja sogar meine arme Mutter, die Königin aller ehrsamen Frauen, welche Ninon zu den Madelonetten hatte bringen lassen, strengte sich nach Möglichkeit an, um Herrn von Langey in Schutz zu nehmen. Der Marschall lachte darüber, daß ihm die Thränen in die Augen kamen.

Man machte Verse darauf, die allerdings eben so schlecht wie boshaft waren; die Vaudevilles sangen Nichts wie diese alberne Geschichte. Man nannte Langey nur den Congreß-Marquis; die Laquaien riefen es sich laut zu, ja Viele kannten ihn sogar nur unter diesem Namen.

Selbst Frau von Sevigné sagte ihm etwas ungezogen:

„Was Sie betrifft, mein Herr, so ruht Ihr Prozeß in Ihren Unterkleidern.“

Und Frau von Rambouillet sagte:

„Dieser Mann hat den Muth eines Hahnes.“

Frau von Sevigné! Frau von Rambouillet! Diese Kronen aller zimperlichen Tugendspiegel, die sonst schon bei einem zweideutigen Wörtchen in Ohnmacht fielen!

Sogar Berthod, ein Musikus der Kapelle, einer jener Leute, die der Cardinal Mazarin hatte aus Italien kommen lassen, um die Frauenrollen in den gesungenen Komödien zu spielen, erlaubte sich auf Langeys Unkosten zu bellen. Da konnte man in der That sagen: Der Topf lacht über den Kessel! Auch sagte Langey, als er es erfuhr:

„Daß ich kein Kessel bin, weiß ich, und daß er ein Topf ist, weiß er.“

Dabei fällt mir noch ein anderes Scherzwort jener Zeit ein:

Man nannte diese Art Sänger gewöhnlich die Incommodirten, nach einem Ausdrucke der Madame de Longueville, die einst, als sie eine seiner Arietten hörte, sich zu Fräulein von Sennecterre herüber bog und ihr ins Ohr raunte:

„Ach Himmel, Mademoiselle, wie hübsch singt doch dieser Incommodirte!“

Dies gab wiederum Anlaß zu einem drolligen Spitznamen; Frau von Motteville hatte einen Neffen, Namens Bertauld, der alle Welt zwang, seine Gedichte mit anzuhören. Zum Unterschiede nannte man den Einen: Berthod

den Incommodirten, und den Anderen: Bertauld den Incommoden.

Frau von Langey bewies sich übrigens äußerst herzlos; aller Scandal dieser Geschichte rührte sie nicht im Mindesten, ja, als der Privatcongreß wirklich noch zu Stande kam, unterwarf sie sich ohne Scham und Schande der Untersuchung. Das Resultat derselben war, daß der arme Mann verurtheilt ward.

Die Hugenotten waren so beschämt darüber, als ob die ganze Religion dadurch compromittirt worden sei. Madame Le Coq und ihre Nichte dagegen nahmen überall Glückwünsche an, als ob es sich um die Geburt eines ersten Knaben gehandelt hätte. Was Langey betraf, so ging er überall hin, selbst auf die Bälle, und setzte dadurch alle Welt in Verlegenheit.

Das Tollste von der ganzen Sache war, daß er einige Zeit darauf Fräulein von Saint-Geniez, die Schwester des Herzogs von Narailles heirathete, und zwei allerliebste Kinder mit ihr zeugte.

Allerdings gehörte eine so energische Dame dazu, um sich zu solcher Ehe zu entschließen. Ein Zug von ihr wird hinreichen, um sie zu charakterisiren.

Sie hatte eine alte reiche Tante, die ihr ihre Erbschaft verweigerte. Diese lockte sie auf ihr Schloß, sperrte sie dort in ein Zimmer ein, das Nichts wie die vier Wände enthielt, und ließ sie dort, ohne Brod, ohne Wasser, bis sie mürbe geworden war. Zwei Edelleute, die sie zu Zeugen brauchte, sperrte sie in einen jener Schränke, in denen man in jenen Gegenden das Gesalzene und Geräu-

cherte aufbewahrt, und ließ sie dort zwei Mal vierundzwanzig Stunden, ohne einen Tropfen zu trinken. Möglich, daß sie auch bei ihrem Manne eine solche Salzkur angewendet hat.

Fräulein von Courtaumer ward später, wie man weiß, Frau von Boisse; sie starb noch jung und hinterließ eine ganze Menge Kinder, von denen noch drei Töchter leben, und — ich weiß nicht, wieviel schon gestorben sind. Der Flecken der Lächerlichkeit und Schamlosigkeit blieb nichts desto weniger auf ihr haften. Wie man sich aber selbst am wenigsten kennt, so hatte auch sie es sich in den Kopf gesetzt, erste Ehrendame von Madame und wo möglich Herzogin werden zu wollen. Deswegen fuhr sie zur Königin von England, und deswegen hatte sie mich am Thore des Louvre aufgehalten, um meine Meinung darüber zu hören.

„Es steht ganz bei Ihnen, Madame," sagte ich, „was Sie thun oder lassen wollen; dennoch sollte ich meinen, die Herzogswürde sei die Sache Ihres Herrn Gemahls, und für eine Herzogin will die Stelle einer Ehrendame bei Madame wenig sagen. Erlauben Sie mir, mich Ihnen bestens zu empfehlen."

Es versteht sich übrigens von selbst, daß sie mit ihrem Gesuche abgewiesen ward. Vor ihrem Tode ward sie noch eine Betschwester, und schickte sogar ihre katholischen Dienstleute zur Beichte. Einer ihrer Kutscher hatte keine Lust dazu, mußte sich aber endlich fügen. Sein Beichtvater legte ihm als Buße Fasten auf.

„Das bin ich nicht im Stande, hochwürdiger Vater," sagte er.

„Warum nicht?"

„Mein Himmel, ich kann mich doch nicht ganz ruiniren! Ich bin ein armer Mann und habe Weib und Kinder zu ernähren."

„Was hat das mit dem Fasten zu thun?"

„Oho! ich habe den gnädigen Herrn und die gnädige Frau die ganze Zeit über fasten sehen; da muß man Costignac und andere feine Weine, und Backwerk, und Reis, und Fische, und Eierspeisen, und Feigen, Rosinen und allerhand kostbares Obst haben. — Wie sollte ich das erschwingen können?"

Man lachte sehr darüber.

Eben so über ein Scherzwort meines Vaters in Bezug auf Herrn de Boisse und Herrn de La Guiche. Es war auf einer königlichen Jagd, wo diese beiden Herren den Hirsch früher als die Anderen gewahrten, und wie toll und verrückt hinterdrein sprengten. Boisse hatte ein Hasenherz, und de La Guiche gar keines.

„Nun," frug der König, „wo eilen denn die hin?"

„Sire, Herr von Boisse hat de La Guiches Mantel mitgenommen, und de La Guiche läuft ihm nach.

Mein Vater hatte überhaupt eine böse Zunge. So erinnere ich mich der Antwort, die er Madame Michelette Herault, Gouvernante der königlichen Affen, Papageien und Schooßhunde unter der Regentschaft gab. Sie hatte eben ihren Mann verloren, und der Marschall, der nie eine Gelegenheit versäumte, Allen und Jedem den Hof zu

machen, drückte ihr sein Beileid mit höchst betrübtem Gesicht und dazu passenden Worten aus.

„Ach, der arme Mann!“ sagte die Wittwe, „er hat wohl daran gethan zu sterben!“

„Es ist mir lieb, Sie so gefaßt zu sehen, Madame Herault, denn — meiner Treu! — ich mache mir eben so wenig daraus, wie Sie.“

Diese Redensart ist seitdem bei dergleichen Gelegenheiten sprichwörtlich geblieben.

---

## Siebentes Kapitel.

Es ist nun an der Zeit, etwas ausführlicher von Madame Henriette von England, der Tochter des unglücklichen Königs Karl I. zu sprechen, die mich und meine Familie stets mit ihrer besonderen Güte beehrt hat und die ich besser gekannt habe, wie irgend Jemand. Sie hat einen ganz seltsamen Ruf hinterlassen, und zumal einen sehr verschiedenen von dem, den sie sich anfangs erworben hatte; ich kann und darf aber dasselbe von ihr sagen, was ich vom Grafen von Guiche gesagt habe, daß sie nämlich weder den einen noch den anderen verdiente.

Schon von ihrer frühesten Jugend, von ihrer Kindheit an, als sie nur erst am Hofe geduldet war, hatte ihre schwächliche Gesundheit einen Einfluß auf ihre Launen geübt; die Entbehrungen, ja sogar Demüthigungen, welche sie erlitten, hatten ihren Stolz mit Grund verletzt. Sie sprach mit Niemand mehr, antwortete Niemand mehr, und

sah immer aus, als ob sie mehr Lust habe zu beißen, als zu lächeln. Der König konnte sie nicht ausstehen, die Königin-Mutter benahm sich mit spanischem Hochmuth gegen sie, Monsieur machte sich nur über sie lustig und Mademoiselle lag im steten Streite über die Rangvorzüge mit ihr; das Alles verbitterte sie nur noch mehr und sie galt allgemein für boshaft. Von ihrer Schönheit, die sie später so berühmt machte, war damals noch keine Spur vorhanden. Sie war über alle Begriffe mager, hatte einen schlechten Teint, keine Grazie, keine Haltung, nicht den mindesten Reiz; ja man wollte sogar ihre wirklich schönen Augen und ihre prachtvollen Haare nicht gelten lassen. Genug, man machte geradezu ein Ungeheuer aus ihr. Auf den Bällen flohen die Herren vor ihr, um nur nicht von ihr zum Tanz aufgefordert zu werden, der König zumal, dem es die Königin-Mutter förmlich befehlen mußte.

Als Monsieur seine Absicht zu erkennen gab, sie zu heirathen, sagte der König laut zu ihm:

„Haben Sie es denn so eilig, sich mit einem Knochengestelle zu vermählen?"

Und doch war die Prinzessin, als er so sprach, bereits eine ganz Andere geworden.

Nach der Restauration Karls II. wollte die verwittwete Königin von England diese glückliche Wiederherstellung der Monarchie mit genießen, und nahm Madame Henriette mit sich nach England; kaum aber befand sich diese inmitten dieses fröhlichen, ihr huldigenden Hofes, als eine gänzliche Umwandlung mit ihr vorging. In Zeit von sechs Monaten ward sie eben so reizend, als sie es vorher nicht

gewesen war. Dies linkische, verlegene, ungeschickte Kind verwandelte sich in die Quintessenz aller Grazie; ihre etwas schräge Taille ward zwar nicht viel anders, erschien aber nicht als ein Fehler, sondern als ein eigenthümlicher Reiz; ihre langen, dürren Arme rundeten sich, die gelben, verdrießlichen, finsteren Gesichtszüge wurden hell, frisch, lächelnd; ihre Augen schossen Blitze, mit einem Worte, diese ganze Person, die vorher Niemand beachtet hatte, die alle Welt zurückstieß, verdunkelte mit einem Male die glänzendsten Schönheiten, die neben ihr nur fade und langweilig erschienen.

Die englischen Cavaliere entbrannten alle in glühender Leidenschaft für sie, besonders der Herzog von Buckingham, Sohn jenes Herzogs von Buckingham, der in die Königin-Mutter zur Zeit ihrer Jugend so verliebt gewesen war. Er hatte vorher der königlichen Prinzessin, ältesten Schwester Karls II., mit Wilhelm von Nassau, Prinzen von Oranien vermählt, öffentlich den Hof gemacht, und soll von dieser keineswegs verschmähet worden sein; kaum hatte er aber die Prinzessin Henriette gesehen, als er in ihre Fesseln sich verstrickte und darüber ziemlich verrückt ward.

Madame Henriette war eine Coquette, und zwar eine jener Gattung, die sich darin gefällt, Eroberungen zu machen, nur um ihre Anbeter dann zur Verzweiflung zu bringen. Im Grunde sind alle ächten Coquetten so. Sie erlaubte dem Herzog alle Arten von Extravaganzen, ja sie munterte ihn sogar dazu auf, indem sie sie nicht verbot. Das gab sowohl in England als im übrigen Europa viel

zu reden, und Monsieur, dessen Charakter ein ganz absonderlicher war, fühlte sich nur geschmeichelt dadurch, statt, wie Andere, eifersüchtig zu werden.

„Nun," sagte er zum König, „wie es scheint, ist jetzt mein Knochengestell ganz gut abzunagen, da alle Welt seine Zähne daran versuchen will."

Später freilich hielt ihn das nicht ab, der lächerlichste aller Eifersüchtigen zu werden, zumal bei seiner Lebensweise.

Inzwischen erfolgten Briefe auf Briefe von hier aus, um diese Vermählung zu betreiben, und man mußte sich endlich entschließen, Madame Henriette nach Frankreich abreisen zu lassen. Madame hat mir seitdem oft wiederholt, daß sie damals keineswegs Lust dazu gehabt, und der schöne Buckingham ihr Herz ziemlich nahe gestreift habe. Es gab keine Art von Galanterie, die er nicht erfand und in Anwendung brachte, ganz in der Manier seines Vaters; er warf das Geld händevoll zum Fenster hinaus; Nichts war ihm toll genug, um seine Flamme zu beweisen; man könnte ein dickes Buch mit seinen hirnverrückten Liebesstreichen füllen.

Obgleich es Winter war, drängte und trieb doch Monsieur so sehr, daß man sich zur Reise entschließen mußte.

König Karl II. begleitete die Königin, seine Mutter, bis eine Tagereise von London. Buckingham folgte ihr, wie der ganze übrige Hof, konnte sich aber, als der Hof umkehrte, nicht entschließen, Madame Henriette zu verlassen, sondern bat um die Erlaubniß, mit nach Frankreich

gehen zu dürfen. Ohne Gepäck, ohne irgend eine seinem Range angemessene Equipage, schiffte er sich in Portsmouth mit der Königin ein.

Am ersten Tage ging die Fahrt ganz gut von statten; allein den zweiten Tag ward das Schiff von widrigem Winde auf eine Sandbank getrieben und gerieth in größte Gefahr. Der bloße Gedanke, den Gegenstand seiner Leidenschaft untergehen zu sehen, ohne irgend etwas für dessen Rettung thun zu können, brachte den Herzog von Buckingham außer sich; er stand auf dem Punkte, wahnsinnig zu werden. Er verfluchte und verwünschte Neptun und die Winde, wie in den großen Maschineriekomödien der Oper, und sprach von nichts Geringerem, als über den Kanal zu schwimmen, die Prinzessin auf seinem Rücken.

Zum Glück legte sich der Sturm, die Gefahr verschwand und man konnte in einem Hafen einlaufen, wo man Anker werfen mußte.

Madame Henriette war von einem heftigen Fieber befallen worden; dennoch bestand sie darauf, sich wieder einzuschiffen und die Reise schleunigst fortzusetzen, man mußte sie auf das Schiff tragen; kaum aber war sie daselbst, als ihr eine andere Gefahr drohete, die nicht geringer war; sie bekam die Rötheln. Hier konnte der arme Herzog seine Flamme durch Schwimmen noch viel weniger zu retten hoffen und gab der ganzen Reisegesellschaft das Schauspiel der grenzenlosesten Verzweiflung zum Besten. Wäre Madame Henriette der Krankheit erlegen, er hätte sich ohne Zweifel in seinen Degen gestürzt.

Als die Prinzessin sich so weit besser fühlte, um die

See vertragen zu können, schiffte man vollends nach Havre über, wo es wieder eine Komödie anderer Art gab. Der Herzog ward wüthend eifersüchtig auf die Sorgfalt, welche der Admiral Madame Henriette widmete, und suchte ohne allen Grund Händel mit diesem. Er trieb es endlich so weit, daß die Königin böse ward und ihn nach Paris vorausschickte, während sie in Havre blieb, um der Patientin das Gefieder wieder ein wenig wachsen zu lassen, wie mein Vater sich ausdrückte.

Wir sahen den Herzog von Buckingham hier in Paris in einem Zustande, der Erbarmen einflößte; er klagte dem Echo und allen Winden sein Leid so laut und rückhaltlos, daß Monsieur ernstlich wüthend ward, wozu der Graf von Guiche noch besonders beitrug, der es, wie er sagte, unverschämt fand, daß ein Engländer es wage, seine Blicke bis zur Gemahlin eines unserer Prinzen von Geblüt zu erheben, und wenn diese auch noch hundert Mal mehr die Schwester seines Königs wäre. Wenn sie einander begegneten, waren sie wie zwei ergrimmte Kapphähne und schienen jeden Augenblick bereit, sich auf einander los zu stürzen. Der Marschall zerrte und zankte sich auf schönste Weise mit meinem Bruder darüber; dieser aber nahm einen hohen Ton an und erwiderte, er stehe im Dienste Monsieurs und habe demnach das Recht, sich über einen diesem angethanen Schimpf zu empören.

„Schon gut,“ antwortete mein Vater lachend, „Sie sind nur eifersüchtig darauf, daß Monsieur von einem Anderen als Sie betrogen werde.“

Endlich kam sie an, die liebenswürdige Prinzessin, und

verdrehte unserem Hofe eben so die Köpfe, wie sie es in London gethan hatte. Man hatte sich kaum erst von der Vermählung der Mademoiselle Mancini mit dem Connetable Colonna erholt, und von dem Geschrei, das sie bei der Abreise erhoben hatte. Der König hatte Nichts dazu gethan, um sie zu trösten; im Gegentheil, er befahl ihr kurz und glatt, ihrem Oheime zu gehorchen, als ob er noch lebe, und sah sie mit größter Gleichgültigkeit abreisen.

Wir bedurften also einer neuen Zerstreuung. Hier zu Lande will man nur immer ein neues Schauspiel haben, welcher Art es auch sei, irgend eine Gnadenbezeugung, oder Ungnade, irgend Jemandes Glück oder Unglück, Alles ist willkommen, wenn es nur etwas Neues ist und Unterhaltung gewährt.

Mein Bruder, wie man weiß, liebte es, auf den breiten Steinen zu gehen und Niemandem auszuweichen; Monsieur liebte ihn von Kindheit an, und das war mit den Jahren nur noch ärger geworden; er war förmlich vernarrt in ihn. Guiche war eitel, stolz, von unerträglichem Hochmuthe. Wie oft habe ich bedauert, nicht Hosen zu tragen; ich gestehe, es würde mir unendliche Freude gewährt haben, diesen einfältigen Dünkel niederzuducken. Er war verliebt in Madame de Chalais, die Tochter des Herzogs von Marmoutiers, die in der That sehr liebenswürdig war, ohne geradezu schön zu sein. Er suchte sie überall auf, folgte ihr auf Schritt und Tritt; es war die öffentlichste und deklarirteste Leidenschaft von der Welt, so daß man ihn sicher für begünstigt gehalten hätte, wenn er nur ein klein wenig geheimnißvoller zu Werke gegangen

wäre. Ich, für mein Theil, habe ihn alle Zeit für unverschämt genug gehalten, sich gerade in solchem Falle um so weniger Zwang aufzuerlegen.

Der Herzog von Buckingham war der Erste, der es bezweifelte, daß Madame de Chalais so hoch bei ihm stehe, oder doch ihn lange fesseln würde. Die Eifersucht hat in dieser Beziehung einen scharfen Blick! Eines Abends, bei der Prinzessin von England, zeigte sie ihm Madame de Chalais, und sagte ihm, daß diese die Geliebte des Grafen von Guiche sei. Sie sprachen nur stets Englisch mit einander.

„Ach, Madame," sagte Buckingham, „ich halte sie nicht für liebenswürdig genug, um einen solchen Herrn lange zu fesseln, der mir, trotz Allem, noch als der Honetteste an diesem Hofe erscheint. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß alle Welt nicht meiner Meinung sei."

Buckingham hatte ganz richtig errathen. Guiche war Monsieur so ergeben und wußte dessen Eifersucht so zu hellen Flammen anzublasen, daß Monsieur geraden Weges zur Königin-Mutter ging und von ihr forderte, sie solle es dahin bringen, daß der Herzog fortgeschickt würde.

Die Königin-Mutter hatte eine besondere Vorliebe für den Herzog von Buckingham, in Erinnerung an dessen Vater, den sie sehr geliebt hatte, und, wie man behauptete, er sie nicht weniger. Sie suchte daher Buckingham auf alle Weise in Schutz zu nehmen, aber Monsieur wollte von Nichts hören, und brachte es auch wirklich dahin, daß der Herzog bald darauf abreisen mußte.

Er kam zwar zur Vermählung wieder. Sie fand in

der Faste statt und ward ohne große Festlichkeiten in der Kapelle des Palastes begangen. Ich wohnte derselben in meiner neuen Würde als Oberhofmeisterin bei, zum größten Ingrimm des gestrengen Herrn von Valentinois, wie zur höchsten Freude Lauzuns, der ein wenig als Contrebande dahin kam, aber dennoch schon anfing, sich der Person des Königs ganz unmerklich zu nähern. Der Graf von Guiche und der Herzog von Buckingham schossen sich einander wüthende Blicke zu, was höchst komisch war. Ich glaube, wäre Monsieur nicht eine königliche Person gewesen, sie würden in ihrer Wuth über ihn hergefallen sein und sich dann gegenseitig die Hälse gebrochen haben.

Die neue Madame setzte Alles durch ihren Geist in Erstaunen, wie sie vorher Alles durch ihre so schnell entwickelte Schönheit entzückt hatte. Sie war bis dahin, da sie nur immer unterm Fittich der Königin, ihrer Mutter, oder der Königin, Mutter unseres Sire, gehalten worden war, Nichts durch sich selbst gewesen; aber sogleich nach der Vermählung bezog sie mit Monsieur ihre neuen Apartements in den Tuilerien, während die Majestäten nach Fontainebleau gingen. Ganz Frankreich fand sich nun bei ihr ein, die Männer dachten nur daran, ihr die Cour zu machen, und die Frauen mit ihrer Freundschaft beehrt zu werden.

Keiner gelang dies aber besser wie mir, theils aus Gewohnheit früherer Tage, theils weil sie meinen Bruder liebte, so weit es ihr nämlich ihre Coquetterie und ihr Durst nach Eroberungen überhaupt verstattete, irgend Jemand zu lieben; endlich aber auch fiel es Monsieur ein,

den Guiche zu Allem trieb, was er wollte, sich in meine unwürdige Person zu verlieben — gleichfalls so weit seine Neigungen und sein Geschmack ihm verstattete, ein weibliches Wesen zu lieben. Es war dies eine ganz drollige Wirthschaft, diese Ehe zwischen Monsieur und Madame, so viel ist gewiß, und selbst nach meinem Tode werde ich nicht veröffentlichen, was ich davon gesehen und erlebt habe. Die Damen de Lafayette, de La Trémouille, de Créquy, de Châtillon, de Tonnay-Charente standen ebenfalls in sehr intimen Verhältnissen mit Madame Henriette, keine aber so viel wie ich, und keine hat daher auch so viel erfahren, wie ich.

Wir blieben in der Regel den ganzen Nachmittag bei Madame, und hatten die Ehre, sie zum Corso begleiten zu dürfen; nach der Promenade ward bei Monsieur soupirt, und nach dem Souper stellte sich der größere Zirkel der Hofherren ein, wo dann der Abend mit Komödie, Spiel und Tanz hingebracht ward. Mein Bruder fehlte niemals in diesen Versammlungen. Seine Vertraulichkeit mit Monsieur gab ihm das Recht des Zutritts, selbst in den außergewöhnlichen Stunden. Er sah Madame fast zu allen Tagesstunden, in allen ihren Reizen, und Monsieur war närrisch genug, sie ihn noch besonders bewundern zu lassen. Eines Tages führte er ihn sogar bei ihrer Toilette ein und zeigte Guiche ihr prachtvolles Haar, das wie ein Mantel über ihre Schultern herabwallte.

Peguilhin erschien bei allen diesen Vergnügungen als der Unglücklichste. So sehr ich ihn auch liebte, sahen wir uns doch nur selten ungestört, und stets nur im Fluge.

Zunächst ließen meine Dienstobliegenheiten als Oberhofmeisterin mir wenig Freiheit, und was mir noch davon übrig blieb, ward mir von Herrn von Monaco, Charny, und der übrigen Schaar meiner Anbeter, Villeroi, du Lude, Rochefort, e tutti quanti, verkümmert. Wie man weiß, war er von Natur entsetzlich eifersüchtig, und verfiel aus einem Wuthanfall in den anderen, so sehr es ihm auch andererseits schmeichelte, daß alle Welt mich schön fand. Er selbst beschäftigte sich nur mit dem Könige und mit mir. Gar Viele richteten ihre Blicke auf ihn und warfen ihre Netze nach ihm aus; er aber dachte nur daran, sein Glück zu machen und sich meiner alleinigen Liebe zu versichern. Wie oft seitdem habe ich seufzend jene schöne Zeit zurückgesehnt, die ich damals so wenig zu würdigen wußte!

Eines Tages — Madame wollte anderen Tages nach Fontainebleau abreisen, um einige Zeit bei der Königin zu bleiben, — eines Tages war ich zu Haus, mit Madame Cornuel, dieser unversiegbaren Schwätzerin, deren Geist und Witz eine gefürchtete Macht war. Man sprach von jener kleinen de Turin, die eben La Renouillere geheirathet hatte, mit dem sie sich verplemperte, obschon er nicht einen Heller im Vermögen besaß; trotzdem führte er ein höchst glänzendes Leben vor der Welt, wie ein ächter Edelmann dieser Art; ja in seinen eigenen Augen war er sogar ein doppelter, denn dieses Doppelexemplar in einer Person hatte ganz incognito einen Vertrag geschlossen, wenn der Eine zu Haus zu Mittag speise, brauche der Andere nicht zu soupiren — Einladungsfälle ausgenommen. Trotz Allem, und trotz ihrer Mutter heirathete sie ihn. Zugleich war

auch die schöne Sappho, Mademoiselle de Scudery bei mir, die eben so wenig ihre Zunge im Zaume halten konnte.

„Der Junge ist ein Dummkopf," sagte sie; „sie wird ihm schon aufzurathen geben."

„Ach, was!" antwortete Madame Cornuel; „er wird sich eben so gut daran gewöhnen wie ein Anderer. Die Hörner sind wie die Zähne, sie schmerzen nur, so lange sie erst im Durchbrechen sind, und nachher befindet man sich ganz wohl dabei."

„Madame," erwiderte die Scudery spitz, „wenn es Ihnen gefällig ist, sprechen wir von Ihrem Prozeß mit Herrn von Sainte-Foy, dem Rentmeister."

„Dieser Mann ist ein großer Schurke; er heißt Sainte-Foy*), wie die Blancs-Manteaux**), die trotzdem schwarze Kleider tragen."

„Hoffen Sie dennoch zu gewinnen?"

„Ich weiß es nicht. Ich habe zwar Beschützer, allein ich fürchte, die mächtigsten fehlen mir, wie Herr von Rohan, der eigentlich Nichts recht macht. Dieser Mann ist zwar von guter Geburt, aber nicht genug gepeitscht worden."

„Und doch hat er der Gräfin Fiesque in ihrer letzten Geschichte mit dem Parlamente gute Dienste geleistet."

„Das glaube ich; sie sagt, er wäre kein Narr und spräche so gut wie ein anderer, das heißt, wie jene Leute, die Knoblauch gegessen haben und daher den üblen Athem

---

*) Heilige Treue.

**) Weißmäntel.

ihrer Kameraden nicht riechen. Die arme Gräfin! sie wird lange schön bleiben, denn sie ist ja in Extragancen eingesalzen, wie Heringe im Seesalze."

„Haben Sie gestern bei Madame die schönen Diamanten der Frau von Lyonne gesehen? Die beharrt auch darauf, jung zu bleiben, obgleich unsere Väter sich kaum mehr der Zeit besinnen können, wo sie es wirklich war."

„Der Herr Marschall weiß Etwas davon zu erzählen, Madame; für den Herren Grafen von Guiche und die anderen Herren seines Alters, sind diese Diamanten freilich Speck in einer Mäusefalle."

„Wir werden das Alles in Fontainebleau wiedersehen."

„Gehen Sie denn hin, Frau Herzogin?"

„Ja, Madame; und Sie?"

„Ich bin nicht so glücklich, Madame, zu dem Hofe zu gehören. Außerdem verabscheue ich die Straße nach Fontainebleau, seit dem Tage, wo mich Straßenräuber da anhielten und mir an die Brust griffen. Weg da mit der Hand! rief ich, ihr habt da Nichts zu suchen, weder Perlen und Edelsteine, noch — sonst etwas! Nichts desto weniger jagten sie mir eine große Angst ein."

Die Scudery und die Cornuel konnten sich gegenseitig nicht ausstehen. Die letztere konnte es unserer modernen Sappho nicht vergeben, sie in einem ihrer Romane unter dem Namen Zenocrita portraitirt zu haben. Um sich zu rächen, sagte sie von Mademoiselle de Scudery, die sehr häßlich war und einen sehr schwarzen Teint hatte:

„Gott straft sie dafür, daß sie so viel schönes weißes Papier verdirbt, indem er ihr Tinte ausschwitzen läßt.“

Wo sie nur irgend zusammentrafen, hackten sie aufeinander ein, und es war mir oft ein wahres Fest, sie beide bei mir zu haben. Manchmal aber waren sie mir auch wieder unbequem, wie z. B. eben an jenem Tage, dessen ich mich noch wegen eines besonderen Umstandes lebhaft erinnere. Während sie miteinander scharmützelten, trat Peguilhin von der einen Seite, und Guiche von der des Herrn von Monaco in mein Zimmer; Beide dreheten und wendeten sich mit geheimnißvoller, tragischer Miene um mich herum, bis es jedem von ihnen gelang, mir ins Ohr zu flüstern:

„Ich muß augenblicklich mit Ihnen sprechen, und zwar allein; schicken Sie diese beiden alten Närrinnen fort.“

Ich gestehe, daß ich in einiger Verlegenheit war, wie ich die beiden Geheimnißkrämer zugleich befriedigen sollte.

## Achtes Kapitel.

Die beiden alten Närrinnen fortzuschicken war eben keine Schwierigkeit; ein größeres Kunststück war es aber, mit jedem der beiden Herren insbesondere, und zwar sogleich zu sprechen; einer von ihnen mußte doch nothwendig dem anderen nachstehen. Ich war eben zu dem Entschlusse gekommen, daß dieser Nachstehende mein Bruder sein müsse, als plötzlich Herr von Monaco selbst in mein Zimmer trat, und mir zum ersten und letzten Male höchst gelegen kam. Sein bloßes Erscheinen genügte, um Sappho und Zenocrita zu verscheuchen; er war nur gekommen, um den Grafen von Guiche bei mir aufzusuchen, mit dem er über irgend einen einfältigen Prozeß, den er Herrn von Matignon an den Hals geworfen hatte, insgeheim zu sprechen hatte. Er nahm ihn sogleich mit sich fort und Guiche rief mir noch unter der Thüre zu:

„Ich komme wieder!“

Ich war also mit Peguilhin allein geblieben.

Sobald die Thüre hinter Jenem geschlossen war, stürzte mein Cousin auf mich zu, ergriff meine beiden Hände und drückte sie so heftig, daß ich vor Schmerz hätte laut aufschreien mögen.

„Sie müssen mir sogleich antworten, und zwar wahr und aufrichtig!“ fügte er seiner handgreiflichen Exorde hinzu.

„Worauf denn? Aber lassen Sie vor allen Dingen meine Hände los; Sie thun mir fürchterlich weh, mein Herr!“

„Wen wählen Sie? Den König, oder Monsieur?“

„Wozu denn?“

Die Augen quollen ihm vor Leidenschaftlichkeit fast aus dem Kopfe; er hielt mein Erstaunen für Verstellung und gerieth darüber nur um so mehr in Zorn.

„Wie so, wozu? Was kann eine so schöne junge Dame mit so schönen jungen Fürsten, wie diese, thun wollen?“

„Das, was mir zuverlässig niemals in den Sinn gekommen ist und niemals in den Sinn kommen wird, wollen Sie sagen?“

„Sie verstellen sich, Madame; Sie treiben Ihr Spiel mit mir und wollen mich zum Gespött des ganzen Hofes machen, indem Sie mich dahin bringen, den Respect aus den Augen zu setzen. — Ich kenne mich selbst nicht mehr!“

„Das sehe ich in der That, und, wie mir scheint, kennen Sie auch mich nicht mehr. Wenn es Ihnen gefällig wäre, sich deutlicher auszudrücken und mir ruhiger

zu sagen, was Sie denn eigentlich von mir wollen, so würden wir uns am Ende leichter verstehen."

„Ach!" rief er aus, „Sie lieben mich nicht mehr!"

Das war im höchsten Grade ungerecht von ihm; ich hatte die größte Lust, recht bös zu werden, und doch freute ich mich innerlich über seine Eifersucht.

„Ich weiß noch immer nicht, was Sie damit sagen wollen, denn ich habe Sie nie inniger geliebt."

„Und Ihre Anbeter?"

„Was kümmern Sie die? Sie finden mich schön und sagen es mir, das ist Alles; ich habe ihnen niemals erlaubt, weiter zu gehen."

„Aber jene beiden Anderen!"

„Welche denn?"

„Der König und Monsieur!"

„Nochmals, ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen."

„Belügen Sie mich nicht, ich beschwöre Sie darum. Ich will es versuchen, ruhig mit Ihnen zu sprechen. Monsieur liebt Sie."

„Sie kennen Monsieur nicht, er liebt gar Niemand; ganz besonders wird er niemals ein Weib lieben. Er sieht in uns hübschere Wesen, als er ist, mit zarterer, weißerer, feinerer Haut, Nebenbuhlerinnen im Putzen, in Toilettenkünsten, in Schmuck und alle den Tand, der ihn einzig und allein beschäftigt. Er plaudert gern mit mir, weil ich mich besser wie Andere auf Edelsteine und Schmuck verstehe, weil ich ihn geduldig und ohne Unterbrechung anhöre, wenn er sich in dieser Beziehung über Madame be=

klagt, weil ich lache, wenn er Lust hat, Andere lachen zu machen, und dann wieder höchst ernsthaft über die nichtigsten Bagatellen mit ihm disputire. Aber Liebe! — Philipp von Orleans und Liebe! Ich stehe Ihnen dafür, er wird nie andere Maitressen haben, als gemalte."

„Dann ist es der König!"

„Der König, der mich gar nicht ansieht, der mich nur eben grüßt, wenn er es nicht umgehen kann, um meiner Familie seine Achtung zu bezeigen! Der König, der nicht einmal weiß, ob ich blond oder brünett bin! Gehen Sie, mein lieber Peguilhin, Sie sind und bleiben ein kleines Närrchen."

„Ich bin keineswegs ein Narr, sondern weiß recht gut, was ich erst vorgestern in Fontainebleau gehört habe. Se. Majestät befragte Madame Colbert über mehre Damen und verweilte mit ganz besonderem Interesse bei Ihnen. — Wie alt ist sie? — Hat sie Geist? — Ich halte es für unmöglich, daß sie diesen Herrn von Valentinois lieben könne! — Wie ist ihr Temperament, ihr Charakter? — Sie ist sehr schön. — Sie tanzt ausgezeichnet. — Ich setze voraus, daß Madame sie mit nach Fontainebleau bringen werde? — Nun, was meinen Sie zu alle diesen Fragen?"

„Daß Se. Majestät aller Wahrscheinlichkeit nach nicht wußte, worüber sich dieselben mit Madame Colbert unterhalten sollten, und in Ermangelung eines Besseren auf meine Wenigkeit verfallen sind."

Trotz alle dem kann ich nicht verhehlen, daß meine

Eitelkeit sich höchst angenehm geschmeichelt fand, und ich fühlte, daß mir das Blut in die Wangen stieg. Die Eifersucht ist stets ungeschickt. Hätte er mir denn alle diese Dinge erzählen dürfen? Was gewöhnliche Menschen sagen, kann man allenfalls wohl überhören, aber die Worte eines Königs haben eine ganz eigenthümliche Gewalt.

Peguilhin merkte recht gut, welche Unvorsichtigkeit er begangen hatte und gerieth darob nur um so mehr in Wuth. Er behandelte mich wie ein Türke und Renegat, so daß er mir in der That lästig ward, und schloß damit, mir geradezu die Reise nach Fontainebleau zu verbieten. Niemals hat es einen Mann gegeben, der eine despotischere Herrschaft auszuüben strebte; so war er mit aller Welt, sogar mit dem Könige; darum ist er auch jetzt in Pignerol, und wird daselbst bleiben, wie er selbst sagte, als er dies Gefängniß betrat — in saecula saeculorum! — Der Arme!

Für diesmal empörte ich mich allen Ernstes gegen seine alberne Tyrannei, denn ich bin überhaupt nicht sehr duldsam. Wir geriethen in heftigen Streit, und als ich ihm Herrn von Valentinois, meine Stellung bei Madame, die Rücksichten auf meine Familie, auf den Hof und alles Uebrige vorstellte, antwortete er mir höchst verständig, es stünde ja nur bei mir, die ganze Gesellschaft ins Pfefferland zu schicken. Trotz meiner üblen Laune mußte ich doch über seinen geistreichen Vorschlag herzlich lachen. Meinen Herrn Gemahl, meine Obersthofmeisterinstelle, Madame und Alles, was darum und daran war, ins Pfefferland schicken, blos weil der König ein Paar Worte über mich gegen Ma-

dame Colbert hingeworfen hatte, und weil es Monsieur gefiel, mit mir über Galanteriegegenstände zu plaudern, das war denn doch zu drollig! Ich war eben im besten Zuge, ihm Vernunft zu predigen, als wir Guiche zurückkommen hörten.

„Richten Sie es ein, wie es Ihnen beliebt," polterte mein Cousin noch in größter Eile, „aber wenn Sie mit Madame nach Fontainebleau gehen, dann — bei meiner Ehre! — dann breche ich los, mag auch Bastille und Kloster für uns daraus erwachsen; es wird ganz von Ihnen abhängen."

Mein Bruder trat ein und schien es eben so dringend zu haben, wie Peguilhin. Er bemerkte unseren Streit; aber er sah stets nur, was er sehen wollte und sprach niemals über das, was er sah, wenn es ihm nicht eben in seinen Kram paßte. Er ließ einige Spötteleien in seiner gewöhnlichen herben Weise los, und brach dann plötzlich ab, indem er mit gewichtigem Tone sprach:

„Gehen Sie, Peguilhin, und machen Sie doch ein wenig Mademoiselle de Tonnay Charente den Hof; ich habe Einiges mit meiner Schwester zu reden."

„Mademoiselle de Tonnay Charente?" frug ich mit absichtlichem Erstaunen; „warum gerade ihr?"

„Weil sie hübscher ist, weil sie ihm unendlich besser gefällt wie die Anderen, und weil ich glaube, daß sie eben nicht die Grausame gegen ihn spielen wird."

„Wirklich! vielleicht denkt er gar daran, sie zu heirathen?"

„Madame, ich verheirathe mich nicht auf diese Art.

Ein Astrolog, das heißt eine alte Hexe in unseren Gebirgen, hat mir vorausgesagt, daß eine Heirath mein Glück oder mein Unglück werden würde. Mademoiselle de Tonnay Charente ist sehr hübsch, sehr liebenswürdig, der Herzog von Mortemart, ihr Vater, ist sehr reich, ist ein sehr vornehmer Herr, mir steht er aber doch noch nicht hoch genug; zudem macht der Marquis de Montespan ihr den Hof, so zu sagen, Ihr Nachbar, und ich verspüre keine Lust in mir, ihm ins Gehege zu gehen."

„Gleichviel, mein Herr, ich dringe Ihnen Niemand auf; dennoch aber möchte ich Sie wo anders beschäftigt sehen, und wenn es auch nur auf eine Stunde wäre."

Peguilhin ließ sich dergleichen nicht zwei Mal sagen; um sich aber als ächter Parther zurückzuziehen — wie Herr Corneille sagt — warf er mir noch zum Abschiede die Worte zu:

„Sie sind in der That zu unwohl, Frau Herzogin; sie können morgen nicht mit nach Fontainebleau gehen!"

„Was sind das für Geschichten?" rief Guiche erstaunt, sobald Peguilhin sich entfernt hatte; „Sie wollen nicht mit nach Fontainebleau gehen? Ich hoffe, daß er sich gewaltig täuscht hierin, und daß Sie im Gegentheil dort einen großen Triumph feiern werden."

„Ich weiß es nicht," erwiderte ich furchtsam und verlegen, „aber in der That, ich fühle mich nicht recht wohl —"

„Nicht nach Fontainebleau gehen! Aber das ist ja unmöglich, liebe Schwester, auf jede Weise ganz unmöglich! Madame bedarf Ihrer, und ich beschwöre Sie, ja

nicht auszubleiben, wenn Sie mich nur ein klein wenig lieben."

„Und weshalb?"

„Liebe Schwester, wollen Sie mir einen großen, aber einen sehr großen Dienst erweisen?"

„Von ganzem Herzen."

„So hören Sie mich an: Nicht nur, daß Sie uns morgen nach Fontainebleau begleiten müssen — Sie müssen sich auch dort auf eine gewisse Weise benehmen — Sie verstehen mich schon."

„Zur Zeit noch nicht."

„Nun denn: Monsieur liebt Sie."

„Gehen Sie doch weg! Das ist ja Wahnsinn!"

„Und ich sage Ihnen, daß Monsieur Sie liebt; er liebt Sie, weil ich es so haben will, und er wird Sie noch viel mehr lieben, ja in der That bis zum Wahnsinn lieben, sobald ich es für mein Interesse nöthig befinden werde."

„Ich aber habe durchaus kein Interesse dabei, von Monsieur geliebt zu werden."

„Sie vielleicht nicht, aber ich desto mehr."

„Sie?"

„Ja, ich. Und eben um dieses Interesse willen — wenn Sie nur ein wenig eine gute Schwester sein wollen — so müssen Sie —"

„Nun, was?"

„Sich nicht nur von Monsieur lieben lassen, sondern ihn selbst wieder lieben, oder sich doch wenigstens so stellen, um ihn zu beschäftigen."

„Er langweilt Sie also wohl sehr, daß Sie ihn loszuwerden suchen, indem Sie mir ihn aufbürden?“

„Mein Himmel, Schwester, soll ich Ihnen denn Alles haarklein und auf das Deutlichste erklären? Ich hätte Sie für schlauer gehalten. Und übrigens, was kann denn das Ihnen verschlagen? Um was ich Sie bitte, das ist ja doch nichts so Erschreckliches; Monsieur hat Geist und Witz, Monsieur ist ein hübscher Mann, Monsieur ist eben so eitel und hohl wie die eitelste Frau in Frankreich, aber durchaus nicht bös; er liebt es zu lachen und zu schwatzen; ziehen Sie ihn an sich, lachen und schwatzen Sie mit ihm, bringen Sie es dahin, daß er sich einzig nur um Sie bekümmert, und Sie machen mich zum glücklichsten Menschen auf der Welt.“

„Sie sind demnach sehr in Madame verliebt?“

„Sie sind sehr neugierig, Frau Herzogin.“

„Nun denn, offen gestanden, es würde mir nicht unlieb sein, bei der Partie zu sein; ich bezweifle aber, daß es Ihnen gelingen wird, sich mit guter Manier da herauszuziehen. Sie werden die Landkarte vom Reiche der Zärtlichkeit an allen vier Enden untersuchen, und am Ende in diesem Lande auch nicht weiter vorwärts kommen, als in dem unseren. Und Sie haben doch nicht, wie die berühmte Sappho, die mich so eben verlassen hat, die Demoiselle Bescheidenheit als Kammerzofe in Ihre Dienste genommen; Sie werden Ihre Kapitalien niemals bei der Bank der Hochschätzung anlegen, und wenn Sie in jenem Reiche irgend ein neues Dorf entdecken, werden Sie sich wohl hüten, es unbeachtet bei Seite liegen zu las-

sen.*) Ach, mein armer Bruder! Sie kennen Madame nicht. Wenn Sie sie liebten und sie Ihnen wirklich reciprociren sollte, wie diese schreibende Teufelin sich ausdrückt, so wäre dies eben nur ein Beweis, daß auch Madame Sie nicht kennt."

„Das ist allein meine Sache, nicht die Ihrige; sein Sie nur eine gute Schwester, und alles Uebrige wird sich schon von selbst machen."

„Es thut mir leid, Herr Bruder, Ihnen einen abschläglichen Bescheid geben zu müssen."

„Warum einen abschläglichen?"

„Weil ich nicht die Freiheit habe, zu thun, was ich will; ich müßte gewärtig sein, Herr von Valentinois schleppte mich in sein Reich."

„Das wird er nicht thun; dafür soll schon gesorgt werden."

„Trotzdem, es kann nicht sein."

„Mein schönes Schwesterchen, sollte es sich wohl vielleicht gar um einen Galan handeln?"

„Und wenn dem so wäre, mein schöner Herr Bruder? Wenn Sie Ihro Königliche Hoheit mit einem Liebhaber versorgen wollen, werde ich wohl dasselbe für mich selbst thun können."

„Mein Gott! ich kümmere mich ja durchaus nicht um Ihre Liebhaber, meine liebe Herzogin; das würde schon Herr von Valentinois nicht verstatten; er ist der eigene

*) Figürliche Redensarten aus den schwülstigen Romanen der Scudery.

Hüter seines Schatzes, und wir haben nur noch das Recht der Berathung. Also gehen Sie immerhin nach Fontainebleau, sein Sie schön, sein Sie liebenswürdig, bezaubernd, lassen Sie sich bewundern, und es wird mir eine Freude sein, Sie befriedigt zu sehen, wie ich es sein werde. Mehr verlange ich nicht."

In diesem Augenblicke öffnete Herr von Valentinois die Thür, steckte sein einfältiges Gesicht herein und machte einen langen Hals, um zu sehen, wer im Zimmer sei. So macht er es immer; er thut, als ob keine Laquaien im Hause wären und als müßte er sich die Schuhe selbst anziehen. Endlich trat er mit seinem Elephantenschritt näher und hob mit sein sollender Wichtigkeit an:

„Madame, so eben habe ich dem Herrn Grafen von Peguilhin auf der Treppe begegnet, und er hat mir verkündigt, daß Sie nicht an der Reise nach Fontainebleau theilnehmen wollten?"

„Ich fühle mich allerdings unpäßlich, mein Herr."

„Das thut mir sehr leid, Madame, aber Sie müssen durchaus versuchen, sich wohl zu befinden; es scheint mir nur eben Ihr Belieben zu sein, zu Haus zu bleiben, allein es ist durchaus nothwendig, daß Sie an den Hof gehen, und wäre es auch nur für eine Woche."

„Ich versichere Ihnen, mein Herr, daß ich mich ein wenig ausruhen muß."

„Ausruhen, Madame? Mein Himmel, Sie können sich ja im Wagen ausruhen; Madame wird Ihnen gewiß erlauben, für dies Mal in Ihrem eigenen Wagen zu fahren, obgleich es kaum schicklich sein dürfte, Ihren Platz in

dem Ihrer Königlichen Hoheit irgend einer Anderen, wer es auch sei, abzutreten; überlegen Sie sich das wohl. Sie selbst haben durchaus als Obersthofmeisterin in ihr Haus treten wollen, statt in Ihrem eigenen zu befehlen; ich bin es nicht, der Sie dazu gezwungen hat. Dafür hoffe ich, daß auch Sie mir Ihren Credit nicht versagen werden, wenn ich mich in die Nothwendigkeit versetzt sehe, Sie darum zu bitten."

„Da hören Sie es, liebe Schwester."

„Ich weiß, daß der König sich angelegentlich nach Ihnen erkundigt hat, ich weiß, daß er Sie sehr auszeichnet, ich weiß, daß er Ihnen gewiß nicht abschlagen wird, um was Sie ihn bitten, zumal wenn es sich, wie jetzt, um eine für unser Haus so wichtige Angelegenheit handelt."

War es nicht gerade, als ob sie sich Alle das Wort gegeben hätten, daß ich nicht rein aus dieser Geschichte hervorgehen sollte?

„Um was soll ich Se. Majestät bitten?" frug ich.

„Um die Herrschaft Cressé, das Anhängsel des Herzogthums Valentinois, welche uns von König Heinrich II. durch Madame Diana von Poitiers verliehen worden war, und die man uns bei unserem späteren Lehnbrief ungerechterweise wieder entzog und noch vorenthält. Mein Herr Vater und ich, wir träumen schon seit Jahren von nichts Anderem."

„Ei, ei, mein Herr Herzog! Sie wollen die Besitzungen der Madame Diana von Poitiers zurückhaben?" rief ich lächelnd. „Und was würden Sie sagen, mein Herr,

wenn ich mit deren Besitzungen zugleich auch deren Stelle erhielte?"

„Deren Stelle? Welche, wenn es Ihnen beliebt?"

„Die einer Geliebten des Königs, der mich schön findet, wie Sie sagen, der sich angelegentlich nach mir erkundigt, wie Sie sagen, und an den Sie mich nun selbst so äußerst schlau verweisen."

Herr von Valentinois starrte mich einige Augenblicke ganz erstaunt über diese Reihe von Schlußfolgerungen an, die jetzt in seinem armen Gehirne aufdämmerten; er überlegte, er schwankte, dann aber schien er plötzlich seinen Entschluß gefaßt zu haben und sprach mit erhobener Stimme:

„Madame, wir werden morgen dennoch nach Fontainebleau reisen!"

---

## Neuntes Kapitel.

Der Gedanke an Peguilhin quälte mich ungemein; ich wußte nicht, mit welchem Gesicht er mich in Fontainebleau empfangen würde; ich fürchtete seine rücksichtslose Leidenschaftlichkeit, und die Folge hat es bewiesen, daß ich sehr begründete Ursache hatte, sie zu fürchten.

Ich fuhr in einem Wagen mit Monsieur und Madame, unter steter Besorgniß, was er bei meiner Ankunft sagen und thun, ja vielleicht öffentlich thun werde.

Wir erreichten Fontainebleau bei Fackelschein. Der König und eine zahlreiche Suite von Cavalieren waren Madame entgegengeritten, was einen prachtvollen Anblick gewährte, zumal das schönste Wetter von der Welt war. Man hatte das Souper in dem Appartement der Königin-Mutter servirt, dessen große Glasthüren nach dem duftenden Blumenparterre hinaus weit geöffnet waren; ich kann versichern, daß es ein bezaubernder Aufenthalt war.

In dem Gewühle der Hofleute gewahrte ich das bleiche, zürnende Antlitz Peguilhins. Da ich mich mit an der Tafel Ihrer Majestäten befand, so kam er nicht in meine Nähe. Ich bediente Madame nicht; der König hatte befohlen, daß die Königin von ihrer ersten Ehrendame, und die Töchter Frankreichs von den Ehrenfräuleins bedient werden sollten; auch würde ich mich in meiner Stellung als Obersthofmeisterin niemals dazu verstanden haben, wen es auch sei zu bedienen. Madame Henriette war übrigens die erste Madame von Frankreich, welche eine Obersthofmeisterin erhielt, und zwar auch nur in ihrer Eigenschaft als Tochter eines Königs und Enkelin von Frankreich, da ihre Mutter die Tochter unseres guten Königs Heinrich IV. war. Merkwürdig ist es immer, daß sowohl der Gemahl, wie der Vater dieser stolzen Königin eines blutigen Todes sterben mußten: Karl I. ward von seinen rebellischen Unterthanen enthauptet, und Heinrich IV. fiel unter Ravaillacs Mörderdolche. Es war ein Glück für sie, daß sie ihre Tochter nicht sterben sah, die von diesem abscheulichen Chevalier von Lothringen, der verdient hätte auf dem Schaffot zu sterben, vergiftet ward. Es ist als ob dieses ganze königliche Geschlecht der Stuarts vom Verhängniß zum Unglück bestimmt worden sei!

Trotz der Anstrengungen des Tages zog man sich sehr spät zurück. Monsieur wich nicht von meiner Seite, Madame war nur mit dem Könige beschäftigt, der sich wiederum nur mit Madame beschäftigte. Es war wirklich erbarmenswürdig, die Gesichter meines Bruders und Lauzuns zu beobachten. Der Eine finster, sich die Lippen zernagend,

der Andere jammervoll, fast weinend. Mein Bruder hat es niemals vermocht, sich in irgend etwas zu beherrschen; seine Nerven waren so reizbar, daß jede einigermaßen heftige Regung ihn zum Weinen brachte. So tapfer und muthig er sich auch bei der Armee bewies, war es doch selten, daß man ihn nicht mit Thränen in den Augen sah.

Ich zog mich in die Appartements zurück, die man mir angewiesen hatte, und Herr von Monaco verbrachte den Rest der Nacht am Spieltische, bei der Gräfin von Soissons, wo tolle Summen verspielt wurden.

Ich war noch nicht zu Bett, als Blondeau in mein Toilettenkabinet trat und mir zuflüsterte, daß Peguilhin da sei, und durchaus darauf beharre, mich noch zu sprechen.

„Ich mochte ihm hundert Mal sagen, daß Madame bereits bei der Nachttoilette sei, er bestand darauf, Sie noch zu sehen, und Madame weiß wohl, daß, wenn der Herr Graf von Peguilhin sich einmal Etwas in den Kopf gesetzt hat —“

„So führe ihn in mein Zimmer, und bleibe in der Nähe, um Jedermann fern zu halten; sollte Herr von Valentinois noch kommen, so benachrichtige mich.“

Ich gestehe, daß ich mich wirklich fürchtete; fast zitternd ging ich in mein Zimmer hinüber.

Er kam auf mich zu, ergriff meine beiden Hände, dies Mal aber ohne mir wehe zu thun, und blickte mir einige Minuten fest und schweigend in die Augen.

„Sie lassen mich Höllenqualen ausstehen, Cousine!“ sprach er endlich; „Sie wollen also durchaus, daß ich mich zu irgend einer Unbesonnenheit hinreißen lasse? Konnten

Sie nicht in Paris bleiben? Konnten Sie nicht wirklich krank werden?"

„Herr von Valentinois will es nicht."

„Konnten Sie nicht auf eine Weise mit Monsieur sprechen, die seine Geckenhaftigkeit im Zaume hielt?"

„Der Herr Graf von Guiche hat es anders befohlen."

„Konnten Sie sich nicht mindestens weniger zuvorkommend, weniger liebenswürdig, weniger — um es gerade heraus zu sagen — weniger coquett benehmen, und nicht diesen Schwarm von summenden, glänzenden Fliegen hinter sich drein ziehen!"

„Der Herr Graf von Peguilhin würde mir dies nicht vergeben."

„Wie!" rief er mit ausbrechender Leidenschaft, „ich würde es Ihnen nicht vergeben, ich, der ich fast wahnsinnig geworden bin, als ich es mit ansehen mußte!"

„Wenn man mir weniger den Hof machte, so wäre das ein Beweis, daß ich weniger schön wäre, daß Niemand Lust hätte, Ihnen Ihre Geliebte streitig zu machen und, ich stehe Ihnen dafür, die Folge würde sein, daß Sie aufhören würden mich zu lieben. Sie würden mir am ersten wegen solcher Zurückhaltung zürnen."

„Das sind Raisonnements auf die Manier Ihres Bruders, des Herrn Grafen von Guiche, Sophistereien ins Blaue hinein, durch die ich mich nicht fangen lasse! Ich will — hören Sie wohl! — ich will diese Art sich zu benehmen nicht ferner dulden! Ich liebe Sie um Ihrer, um meiner selbst willen, und nicht Monsieur, nicht der König sollen sich in das theilen, was einzig mir gehört."

„Demgemäß sollte ich also wohl mit Madame brechen, diese Stelle, die ich mit so großer Mühe erlangt habe, ohne Weiteres wieder aufgeben? Das ist Ihre Meinung? Nicht?"

„Ganz gewiß ist das meine Meinung! Zu was brauchen Sie die Dienerin von Madame zu sein, Frau Herzogin? Stehen Sie nicht hoch genug, um sich von Anderen dienen zu lassen, ohne irgend Jemand zu dienen?"

„Nun wohl, so schnüren wir unser Bündel und ziehen wir ein in unser Reich, nach Monaco, wo man mir dienen wird, wo ich meinen eigenen Hofstaat haben werde. Dann, freilich, wird mich Herr von Peguilhin nicht mehr sehen, mir nicht mehr seine Befehle vorschreiben können, wie er es bisher gethan. Ich werde nur höchst ehrbare Personen um mich haben, wie man mich versichert; es wird mir ein Leichtes sein, irgend eine beliebige Zerstreuung zu wählen, die Höfe Italiens gar nicht zu rechnen, die Herr von Valentinois, wie er mir öfter schon gesagt, gern mit mir besuchen möchte."

Er schäumte, er biß sich die Lippen blutig, wie er es bei solcher Veranlassung stets zu thun pflegte.

„Sie werden mich noch wahnsinnig machen!"

„Wählen Sie also."

Ich hatte einen ziemlich langen Kampf mit ihm zu bestehen, der sich aber doch endlich, wie gewöhnlich, mit einer jener schönen Stunden endigte, wie nur er sie zu bereiten vermochte, und über die man die ganze übrige Welt vergessen konnte. Ich behaupte kühn, daß es nie einen Mann gegeben hat, noch geben wird, der die Kunst, liebenswürdig

zu sein und zu fesseln, im höheren Grade besaß. Mademoiselle, Frau von Montespan, und so viele Andere, haben es wohl erfahren!

Unsere Verbindung währte mehre Jahre in der Art, wie ich sie eben geschildert habe; es war ein fortgesetzter Kampf zwischen seiner Eifersucht, seinem Jähzorne, seinem Despotismus, und den unvermeidlichen Rücksichten, welche mein Name, meine Familie, und Alles, was mich umgab, unserer gegenseitigen Liebe auferlegte. Er beherrschte mich trotz Allem, wie er Alles kürzere oder längere Zeit beherrschte, was in den Bereich seiner Liebenswürdigkeit gebannt ward. Er quälte und peinigte mich auf jede Weise. Vergebens versuchte ich es, mich von seiner Tyrannei zu befreien, mich zu empören, ihn zu fliehen, ja mehr noch, anderwärts Zerstreuungen zu suchen, die mich von ihm abziehen sollten — immer wieder kehrte ich zu ihm zurück, schmiegte mich aufs Neue in seine Fesseln, und vergab ihm Alles. Ja, selbst heute noch liebe ich ihn einzig und allein, trotzdem seine Grausamkeit, seine Undankbarkeit alle Grenzen überstiegen hat. Ach! ich werde ihn nicht mehr lange zu lieben haben, und nur um seinetwillen schmerzt es mich, dies Leben so bald verlassen zu müssen! —

Nach der obbeschriebenen Scene trat ein Waffenstillstand von einigen Tagen ein. Der Hof war nur mit der neuen Haltung des Königs, Madame gegenüber, beschäftigt. Jetzt, wo er sie näher sah, und täglich sah, erkannte er wohl, wie ungerecht er gewesen war, daß er sie nicht gleich für die reizendste Person des Weltalls erklärt hatte. Er heftete sich immer mehr und mehr an ihre Schritte; sie

war die wirkliche Königin, die andere nur eine traurige Scheinkönigin; sie verfügte über Alles, ordnete alle Lustpartieen an; Alles geschah nur um ihretwillen, und der König fand an Nichts mehr Vergnügen, als was von ihr ausging.

Ich leugne nicht, daß meine Stellung eine höchst angenehme und unterhaltende war; ich sah Alles, ich wußte Alles, ich war bei Allem. Trotz Peguilhin und seiner Eifersuchtsfurie zeichnete mich der König und Monsieur auf eine Weise aus, die vielen Neid erwecken mußte, was auch nicht ausblieb. Man versuchte es vielfach, mich mit Madame zu entzweien, aber die Prinzessin war jederzeit selbst die Erste, die es mir sagte und mir dabei versicherte, daß das Alles vergeblich wäre und sie auf Nichts hören werde.

Wir befanden uns mitten im Sommer; Madame ging alle Tage baden, und wir mit ihr. Der Hitze wegen fuhren wir hinwärts in Carossen. Wir verweilten immer ziemlich lange im Wasser, denn die Prinzessin liebte diese Erfrischung. Dann kehrten wir gewöhnlich zu Pferd zurück, in den reizendsten Reittoiletten, Tausende von Federn weheten auf den Hüten, und der König schloß sich dann dieser glänzenden Cavalcade an, gefolgt von Allem, was der Hof nur an jungen und schönen Cavalieren aufbieten konnte.

Nach dem Souper fand dann eine Corsofahrt in Caleschen statt, beim Klange herrlicher Musik, um den Kanal herum, die oft bis tief in die Nacht hinein währte.

Eines Abends kehrten wir später, oder auch früher, als gewöhnlich, zurück, denn es war bereits gegen Morgen.

Ich hatte die Ehre, die Frau Prinzessin bis in ihr Schlafzimmer zu begleiten; als ich mich zurückziehen wollte, ging sie zwei Schritte auf mich zu, und frug mich, ob ich sehr schläfrig sei.

„Nicht im Mindesten, Madame."

„Nun denn, was meinen Sie, wenn wir Beide allein noch einen Spaziergang in den Park machten, um recht ungestört plaudern zu können? Das Wetter ist prachtvoll, ich trage Verlangen nach einem Rosenbouquet; kommen Sie, wir wollen es selbst pflücken."

„Aber, Madame —"

„Wer erfährt es denn? Alles liegt jetzt im tiefsten Schlafe, vom König bis zum Küchenjungen herab — mit Ausnahme der Verliebten, denn diese schlafen freilich niemals.

„Wenn dem so wäre, Madame, dürfte der König schwerlich jetzt schlafen."

Madame erröthete ein wenig, aber erwiderte Nichts.

Sie rief ihre englische Kammerfrau, die ihr unumschränktes Vertrauen besaß, und ließ sich eine Mantille umgeben; auch mir befahl sie eine über meine Toilette zu werfen, die in Folge der langen Spazierfahrt ein wenig chiffonirt war. Dann rief sie, durch das offene Fenster auf den im Mondlichte vor uns liegenden Park und den Wald deutend:

„Kommen Sie, Herzogin, das wird ganz allerliebst sein. — Du, Mary, schließest Dich hier ein und öffnest Niemand, als uns. Sollte Monsieur hierher kommen, so antworte nicht; thue als hörtest Du ihn nicht und laß ihn

pochen. Seine Geduld ist eben nicht groß, er wird bald wieder weggehen. Für alle Anderen, und wären es die Königinnen, schlafe ich bereits. Vorwärts, Herzogin!"

Wie ein ächtes Kind, lachend und hüpfend, eilte sie hinaus, dicht in ihre Mantille gehüllt; sie bildete sich ein, sie sei ganz unkenntlich, und hatte sich vorgenommen, im Fall uns irgend Jemand begegnete, sich für eine der Dienstfrauen auszugeben, die auf irgend ein Liebesabenteuer ausgehe. Unsere großen und einfachen Capuchons, die Mary gehörten, waren allerdings geeignet, uns auf den ersten Blick unkenntlich zu machen, allein man durfte nicht auf unsere Fußbekleidungen und die Stickereien unserer Roben sehen.

Der Zufall wollte es, daß wir keiner Seele weder auf der Treppe, noch auf der Rampe begegneten und ohne weiteren Unfall in den Park gelangten. Die Prinzessin hüpfte und sprang wie ein kleines Mädchen und war ausgelassen lustig; noch nie hatte ich sie so liebenswürdig gesehen. Sie wollte mich zu einem Wettlaufe in der großen Avenue auffordern, aber ich hatte zu große Furcht, daß man uns doch vielleicht sehen könne, und zog sie so bald wie möglich in den Schatten der dichten Baumgruppen.

Hier ward sie plötzlich ruhig und ernst.

„Herzogin," sprach sie, „ich bin keineswegs zu solcher Stunde mit Ihnen hierher gegangen, blos um zu lachen und zu springen."

„Das habe ich mir schon selbst gedacht, Madame. Es giebt ja hier in dieser bezaubernden Gegend so Vieles

zu bewundern, und der Mond wirft sein silbernes Licht diese Nacht so schön umher —"

„Lassen wir die bezaubernde Gegend und das silberne Mondlicht auf sich beruhen, und plaudern wir lieber, wenn es Ihnen gefällt."

„Ganz wie Ew. Hoheit befehlen."

„Sagen Sie mir, Frau Herzogin — aber recht aufrichtig — lieben Sie mich?"

„Ich hätte nicht geglaubt, Madame, daß Sie diese Frage jemals für nothwendig finden würden. Bevor ich Herzogin von Valentinois ward, war ich Mademoiselle de Gramont, und schon damals geruhte die Prinzessin Henriette von England, mich Ihre Schwester und Freundin zu nennen."

„Mit den Jahren ändert man sich zuweilen."

„Habe ich Ihnen jemals Veranlassung gegeben, dies von mir zu glauben?"

„Nein, und ich würde ein Unrecht begehen, wenn ich dies sagte; aber in der Lage, in welcher ich mich befinde, befürchtet man immer, getäuscht zu werden."

„Ich bitte Ew. Königl. Hoheit, sich zu erinnern, daß ich mich niemals in Ihr Vertrauen gedrängt habe, und wenn Sie mir dasselbe jetzt schenken wollen —"

„Nein, nein, liebe Herzogin, Sie haben Recht und ich glaube Ihnen vollkommen; wir wollen uns daher gegenseitig ein Versprechen geben."

„Welches? Ich unterwerfe mich im Voraus."

„Gegenseitige unbedingte Offenheit, vollständiges Ver-

trauen; ich werde Ihnen Alles sagen, und Sie werden mir Nichts verhehlen."

„Ich schwöre es Ihnen."

„So lassen Sie uns jetzt gleich, in diesem Augenblicke den Anfang damit machen. Erst werde ich Ihnen erzählen, was Sie mir selbst etwa erzählen könnten, und dann werde ich Ihnen mein Herz aufschließen. Wir Beide vereint wollen dann Wunderdinge ausrichten. Also, gestehen Sie es mir: Sie lieben Herrn von Peguilhin?"

Mir erschien meine Liebe zu Peguilhin als so etwas so Einfaches und Natürliches, sie war so ganz mit meinem Sein und Wesen verwachsen, daß es mir gar nicht einfiel, sie einer solchen Freundin zu verhehlen, und ich antwortete ganz unumwunden:

„Ja, Madame."

„Und weiß der Marschall, weiß der Graf von Guiche um diese Liebe?"

„Der Marschall, zuverlässig, denn ich selbst habe es ihm gesagt. Was meinen Bruder betrifft, so hat er niemals mit mir darüber gesprochen; aber unbekannt kann es ihm nicht geblieben sein."

„Und Herr von Valentinois?"

„Du mein Himmel! Der arme Mann hat keine Ahnung davon."

„Desto besser für ihn. Und nun noch Eines: Herr von Peguilhin ist ehrgeizig und strebt nach der Gunst des Königs?"

„Mehr wie nach irgend etwas Anderem auf der Welt."

„Gut, ich übernehme das. Der König wird ihn lieb

gewinnen und noch vor Ende dieser Reise wird er sein Günstling werden, das sei meine Sache. Sie können es ihm in meinem Namen versichern. Nur soll er gegen Niemand auf der Welt etwas davon verlauten lassen; man darf die Neider nicht zu früh erwecken."

„Wie gütig sind Ew. Hoheit gegen mich!"

„Allerdings, meine Schöne, geschieht dies nur um Ihretwillen; denn was den Herrn von Peguilhin betrifft, so muß ich Ihnen offen gestehen, daß er mir ganz und gar nicht gefällt. Er ist nicht schön — vergeben Sie mir meinen schlechten Geschmack; er ist nicht gut; sein Blick erinnert mich immer an ein aufsteigendes Gewitter, das man in der Ferne schon rollen hört; — mit einem Worte, dieser kleine Mann ist nun einmal nicht nach meinem Geschmacke, und ich bilde mir ein, daß Sie nicht sehr lange mit ihm zufrieden sein werden."

„Sie können vielleicht Recht haben, Madame!" sprach ich seufzend.

„Ich an Ihrer Stelle würde lieber Charny wählen, oder den Chevalier Duplessis, oder irgend einen Anderen — und sollte es selbst — — Monsieur sein!"

„Ach, Madame! was Monsieur betrifft — so scheint es mir denn doch —"

„Als ob ich selbst ihn eben nicht sonderlich liebte? Nicht wahr? Da haben Sie freilich Recht. Auch sagte ich, an Ihrer Stelle, nicht an der meinigen, denn — gerade heraus, ich liebe Monsieur nicht, und Monsieur liebt mich nicht, also heben wir mit einander auf, während Sie dagegen —"

„Ich? Monsieur glaubt vielleicht, daß er mir die Ehre erzeige, mich zu lieben, das will ich nicht bestreiten; was jedoch mich betrifft, so kann ich versichern, daß er sich selbst täuscht."

„Das möchte wahr sein."

„Monsieur hat zu viel Aehnlichkeit mit einem Frauenzimmer, sein Geschmack, seine Liebhabereien gleichen zu sehr den unsrigen, als daß er sich überhaupt jemals ernstlich in ein Weib verlieben könnte. Was ihm an der, die er sich vielleicht hier und da zu lieben einbildet, gefallen würde, das sind die Schleifen und Bänder, um sie zu chiffonniren, damit zu tändeln, Schmuck, Federn, Brillanten, um sie bald so, bald so zu probiren, venetianische Spitzen, um sie zu berühren, Stoffe und Brocats, um sie in Falten zu legen. Die schönste und geistreichste Person von der Welt würde ihm, wenn sie nicht nach seinem Geschmacke geputzt erschiene, nicht mehr gelten wie ein Gänschen, und das einfältigste, aber nach der neuesten Mode aufgeputzte Gänschen ihm dagegen wie eine Göttin erscheinen."

„Ich weiß das so gut, wie Sie, liebe Herzogin! Nun denn, können Sie mich tadeln, wenn ein solcher Mann mir unausstehlich ist?"

„Ich habe weder das Recht, noch — den Willen dazu."

„Und würden Sie mich tadeln, wenn ich — Doch, um Ihnen Alles zu entdecken, muß ich ein wenig weiter ausholen; ich muß mein gegebenes Versprechen halten und Ihnen mein ganzes Innerstes, meine tiefsten Gedanken enthüllen. Es wird mir nicht schwer werden, denn Sie haben so viel Geist, daß Sie auch halbe Worte verstehen. Aber

nochmals: ich fordere die unbedingteste Aufrichtigkeit von Ihrer Seite, wie ich sie Ihnen bezeige."

„Ich bitte Ew. Königl. Hoheit nochmals, mir Nichts zu entdecken, wenn Sie nur im mindesten bezweifeln —"

„Nein, nein, es würde mir leider thun, wie Ihnen, denn es ist mir ein so großes Bedürfniß, mich mittheilen zu können!"

## Zehntes Kapitel.

„Ich bin ganz Ohr, Madame."

„Nun wohlan, so erfahren Sie denn vor allen Dingen, daß die Königin-Mutter eifersüchtig auf mich ist."

„Die Königin-Mutter?" rief ich verwundert.

„Ich verstehe Ihr Erstaunen vollkommen, und wiederhole Ihnen, die Königin-Mutter! Sie hat diesen Morgen den Abbé de Montaigu an mich abgeschickt, mit dem Auftrage, mir eine strenge Bußpredigt zu halten."

„Aber worüber denn?"

„Seitdem ich hier bin, verläßt mich der König nicht mehr, und kommt nicht mehr zu ihr; der König begleitet mich auf allen Spazierritten, Land- und Wasserfahrten, auf allen Jagdpartien, er kommt nicht von meiner Seite, er gefällt sich nur in meiner Gesellschaft; ich habe ihn sogar der jungen Königin geraubt, die uns wegen ihrer Schwangerschaft nicht mehr begleiten kann, und die er ganz ruhig zu Hause sitzen läßt."

„Das ist wahr."

„Die Königin=Mutter ist kränklich, sie ist fromm — ja, mehr noch als fromm; sie flieht alle weltlichen Vergnügungen und möchte gern, daß ihr königlicher Sohn es eben so machte, wie sie. Er aber ist sehr, sehr weit davon entfernt, er denkt im Gegentheil nur daran, sich zu belustigen und seinen Hof zu dem glänzendsten der Welt zu machen. So weilt denn nun die Königin=Mutter einsam und verlassen in ihrem Betzimmer, wie die junge Königin mit ihren spanischen Frauen in dem ihrigen. Das ist es aber nicht, was sie will."

„Ich verstehe vollkommen."

„Meine Schwiegermutter meint, wenn sie mich an sich zöge, würde sie auch den König wieder an sich ziehen, und wenn es ihr gelänge, mich unter ihre Vormundschaft zu bringen, würde dasselbe auch mit dem Könige und mit Monsieur der Fall sein — mit einem Worte, sie möchte immer noch allein herrschen. Seit dem Tode des Herrn Cardinals hat sich das Leben meiner Schwiegermutter ziemlich traurig gestaltet, sie liebte ihn sehr, diesen Italiener — mehr vielleicht, als es hätte sein sollen. Was meinen Sie dazu?"

Ich erinnerte mich des armen Philipp, erinnerte mich an das, was ich in meiner Kindheit gesehen hatte, und es schien mir, daß Madame das Richtige getroffen hatte; aber ich schwieg, trotz unserer Uebereinkunft. Es handelte sich ja hierbei nicht um meine Geheimnisse.

„Herr von Mazarin," erwiderte ich ausweichend, „soll zu Zeiten des hochseligen Königs ein sehr schöner Mann

gewesen sein, wenigstens habe ich das mehrmals von meinem Vater sagen hören."

„Wie dem auch sein möge, genug, Liebe, diesen Morgen kam der Herr Abbé de Montaigu zu mir und stellte mir mit seiner widerlich süßen Miene, die Sie ja kennen, vor, daß wir sehr jung wären, der König und ich, um so überall zusammen herumzuschweifen, ohne andere Begleitung als eine ausgelassene Jugend, der noch dazu die Ehrfurcht gebiete, sich ohne Aufforderung uns nicht zu sehr zu nähern, was also einer Art von öffentlichem Tête-à-tête so ziemlich gleich komme. Das würde die Lästerzungen in Bewegung setzen und am Ende Monsieur mißliebig werden. Das einzige Mittel, dem vorzubeugen, sei, uns so viel wie möglich bei der Königin-Mutter aufzuhalten, sie nicht zu verlassen und uns auf die ernsten Unterhaltungen zu beschränken, zu denen unser Rang uns nun einmal verurtheile. Auf diese Weise werde der Hof wieder zu seiner früheren Würde gelangen und wir, nämlich der König und ich, die vollendetsten Wesen von der Welt sein."

„Und was haben Ihro Königl. Hoheit darauf geantwortet?"

„Ich sagte dem Herrn Abbé ohne allen Umschweif, daß ich seit meiner Kindheit genug gelitten und geduldet habe, daß ich des Zwanges und der Langeweile, die die Königin, meine Mutter, mir auferlegt hatte, endlich müde sei, und ich mich jetzt, wo ich es nicht mehr nöthig habe, niemals wieder einer solchen Bevormundung unterwerfen werde. Ich fügte hinzu, die Gnadenbeweise des Königs wären mir zu kostbar, um ihnen zu entsagen, und eben so

wenig würde ich es dulden, daß man mich derselben beraube. Ich ließe, nach alle dem, die ehemalige Regentin meiner ehrfurchtsvollen Ergebenheit und Hochachtung versichern. Sie, liebe Herzogin, werden es begreiflich finden, wenn ich Ihnen sage, daß ich weder jene abscheulichen Zeiten der Fronde, unseren damaligen Aufenthalt im Louvre, die Krankheit, die mir Mangel und Entbehrungen aller Art zugezogen, noch überhaupt die ganze Art und Weise, wie die Tochter und die Enkelin Heinrichs IV. von dessen Schwiegertochter und dem Galan dieser Schwiegertochter behandelt worden sind, niemals vergessen kann und vergessen werde. Glauben Sie mir, Liebe, gerade unter Leuten von unserem Range werden diese Dinge am allerschwersten vergeben — vergessen aber nie!"

„Das weiß ich und begreife ich nur zu wohl, Madame. Und was gedenken Ew. Königl. Hoheit nunmehr zu thun? Die Königin-Mutter wird in nicht geringer Wuth sein."

„Und wird noch viel wüthender auf mich werden, dafür stehe ich Ihnen. Lassen Sie es sich nicht anfechten und, vor allen Dingen, werden Sie nicht irre an meiner Freundschaft für Sie, wenn ich mich in nächster Zeit an die Gräfin von Soissons anschließe; der König hat mich darum ersucht und nur um ihm zu gefallen thue ich es, denn diese Frau ist mir von Grund des Herzens widerwärtig. Aber die junge Königin hält sie für ihre Nebenbuhlerin, und aus dieser, wie auch um mancher anderen Ursache willen, ist sie auch der Königin-Mutter verhaßt. Was mich betrifft, so weiß ich, woran ich mich wegen

ihres Benehmens gegen Se. Majestät zu halten habe und kenne den Grund ihrer gegenseitigen Vertraulichkeit sehr gut. Die Liebe hat nicht das Mindeste damit zu thun, wenigstens nicht von Seiten des Königs, denn für die Gräfin möchte ich nicht so gewiß einstehen. Eben so wenig will ich es verbürgen, daß sie, wenn das Eine ihr nicht gelingt, ihre Angeln nicht nach Monsieur auswerfe. Das ist freilich eine Sache, die Sie zunächst angeht, liebe Herzogin; also halten Sie Ihre Augen offen."

Wir mußten Beide herzlich lachen. Aber trotz dieser heiteren Vertraulichkeit und des Beweises von Offenheit, den sie mir so eben abgelegt hatte, mußte ich mir doch ein wenig ein Herz fassen, um der Prinzessin eine Frage vorzulegen, die mich, mehr um Peguilhins Eifersucht auf den König, wie um meinetwillen, ganz besonders interessirte:

„Werden Ew. Königl. Hoheit mir eine Frage eben so offen beantworten, als ich es so eben gethan?"

„Eben so aufrichtig. Reden Sie."

„Sollte der König — In der That, ich fühle es, wie äußerst indiscret ich Madame erscheinen muß!"

„Vorwärts, vorwärts! Ohne Furcht!"

„Sollte der König Madame in anderer Weise lieben — das heißt, nicht blos als die Gemahlin Monsieurs?"

„Hm! hm!" erwiderte sie mit schelmischem Lächeln und ihr reizendes Köpfchen wiegend, „das könnte wohl sein."

„Und sollten Ew. Königl. Hoheit den König wirklich als den — schönsten und ausgezeichnetsten Mann des Hofes erkennen, wie er es auch in der That ist? —"

„Ach, liebe Herzogin! Ihre Frage setzt mich wirklich in große Verlegenheit, wie ich sie beantworten soll — Verstehen Sie mich nicht falsch; ich bin erfreut darüber, denn sie verschafft mir Gelegenheit, einmal mein eigenes Herz zu untersuchen. Wir wollen es gemeinschaftlich thun, wie zwei Freundinnen, nicht wahr? — und wo mein Blick sich trüben sollte, da werden Sie mir ihn aufhellen. Also: Der König ist in der That der schönste und ausgezeichnetste Mann seines Königreichs, das sehe ich und fühle ich nur zu gut; aber er hat noch einen besonderen Reiz in meinen Augen, er ist der König, ja mehr noch, derselbe König, der mich früher verachtete, der bei der Vermählung der Königin von Polen und in Gegenwart der Königin von Schweden nicht mit mir tanzen wollte, weil ich zu häßlich sei. Es ist derselbe König, der laut erklärt hatte, er würde eher seine Linie aussterben lassen, als eine so bettelhafte und unangenehme Prinzessin meiner Gattung zu heirathen; derselbe König, der sich über Monsieur wegen seiner Bewerbung um meine Hand bitter lustig machte und mich das Knochenthal von Josaphat nannte — — Und dieser nämliche König ist es, der mir jetzt huldigt, der zu meinen Füßen liegt, der mich liebt, der Alles um meinetwillen verläßt, der sich einen Blinden schilt, daß er mich nicht früher erkannt habe, der mich jetzt laut für das schönste, anbetungswürdigste Wesen auf dieser Erde erklärt, von dem sein Glück, sein Leben abhänge! — Was denken Sie von alle dem, Herzogin? Ist das nicht die schönste, süßeste Rache? — Und glauben Sie, daß man sich so sehr beeilen dürfe, diesen Mann so bald aufzuheben und ihn zu unserem

doppelten Herrn zu machen? Ist das, was ich empfinde, Liebe oder befriedigter Stolz? — Sie, die Sie mir eben gestanden, daß Sie Peguilhin lieben, ist Ihre Liebe eben solcher Art? Ist es nur eine Leidenschaft um des Triumphes willen? Mit einem Worte: glauben Sie, daß ich den König liebe?"

„Diese Frage ist schwer zu beantworten; auf jeden Fall ist es eine ganz besondere Art von Zuneigung."

„Ich strebe nach keiner anderen Stellung ihm gegenüber, als meine jetzige ist; aber ich will auch nicht, daß er sein Herz einer anderen Geliebten schenke, ich will nicht, daß er Maitressen habe. Ich beherrsche ihn unumschränkt und will mein Reich mit Niemand theilen. Es ist mir, als müßte ich jede Nebenbuhlerin in seiner Freundschaft hassen. Ich bin seine Schwägerin, nach der Königin die erste Dame des Königreichs und über ihr die erste Dame am Hofe. Eine Geliebte des Königs würde mir alles das rauben; eine andere Geliebte würde diesen Stolzen, der mich einst verachtete und den ich jetzt zu meinen Füßen liegen lasse, huldvoll aufheben — Nein, er darf, er soll keine Geliebte haben!"

„Dann aber, wenn Sie ihm Alles versagen wollen, werden Sie weder Gemahl, noch Geliebten mehr haben."

„Das eben nicht."

„Ach! ich kenne Jemand, der vor Kummer darüber sterben wird."

„Wer ist das?"

„Muß ich es sagen?"

„Ja, ja, ich will es wissen."

„Mein armer Bruder,“ sagte ich seufzend.

„Der Graf von Guiche?“

Madame ward sehr roth.

„Er ist jetzt schon halb todt, was wird dann erst aus ihm werden?“

„Der Graf von Guiche ist ohnstreitig sehr liebenswürdig; er ist der eleganteste, tapferste, hübscheste Cavalier; aber dennoch — Nein, nein, Sie irren, Madame, der Graf von Guiche liebt mich nicht.“

Ihr Ton war so bitter und gereizt, als sie dies sagte, daß mir dies nur um so mehr Hoffnung gab.

„Wie, Madame!“ rief ich mit verstelltem Erstaunen, „der Graf von Guiche liebe Sie nicht?“

„Er hat Madame de Calais geliebt, und jetzt liebt er die La Valliere; meinen Sie, daß das der Weg zu meinem Herzen sei? Wer so hoch hinauf will, der hält sich nicht damit auf, bei so Niederem zu verweilen.“

„Mademoiselle de La Valliere ist eine Person, von der man nicht spricht; sie ist in Ew. Hoheit Hause, weil Sie gnädig genug waren, sie aufzunehmen. Sie, die Unbekannte, Unbeachtete, ist von allen Personen am Hofe am wenigsten dazu geschaffen, um einen Anstoß an ihr zu nehmen. Mit Ihnen darf er nicht sprechen, und man muß doch mit Jemand sprechen. Gerade ein Mann, der von solcher Leidenschaft entbrannt ist, wählt das bescheidenste, unbedeutendste Wesen, um sein Liebesleid zu klagen, und das wollen Sie ihm nicht verstatten, wollen nicht an die Größe seiner Leidenschaft glauben? — Ach, Madame —“

„Sie meinen doch wohl nicht gar, ich sei eifersüchtig

auf Ihren Bruder?" unterbrach sie mich in einem hochtrabenden Tone, den sie zuweilen mit vielem Geschick anzuwenden wußte.

„Und warum nicht, Madame?" erwiderte ich fast in demselben Tone; „waren Sie es ja doch auf einen Herzog von Buckingham!"

Ich habe nie in meinem Leben eine Herausforderung, von wem sie auch kam, unerwidert gelassen.

Madame kannte mich und sagte weiter Nichts. Wir gingen eine gute Viertelstunde schweigend neben einander her.

Endlich unterbrach sie zuerst das Schweigen.

„Herzogin, Sie schmollen doch nicht mit mir?"

„Madame —"

„Hören Sie mich an; es ist nur, weil Ihr Bruder mich mit seinem Geschwätz ohne Ende, das er an diese kleine Einfältige richtet, um die Geduld bringt. Sie starrt ihn ganz erstaunt mit ihren großen Glotzaugen an und weiß nicht, was sie antworten soll. Was kann er mit ihr wollen? Welches Vergnügen kann er bei ihr finden? Rathen Sie ihm also, als gute Freundin, sie links liegen zu lassen."

„Ich werde es nicht unterlassen."

Ich hatte Madame durch diese kaum halbstündige Unterredung besser kennen gelernt, als durch alle unsere früheren Vertraulichkeiten. Ich nahm mir vor, meinen Bruder aufzuklären und ihn zu lenken. Es war mehr Stolz, als Zärtlichkeit, mehr Coquetterie, als Leidenschaft in ihr. Sie wollte allein herrschen; Widerstand oder Rivalität reizten sie und verliehen dem Gegenstande, der sich ihrer Herrschaft

entziehen wollte, erst Werth in ihren Augen. Die kleine La Valliere mußte daher die Leimruthe werden, um sie zu fangen, oder Guiche war ein Tropf.

„Wohlan, Herzogin, kommen wir wieder auf uns selbst zurück, und fassen wir das Ergebniß unserer Betrachtungen in wenig Worten zusammen. Was rathen Sie mir? Wird der König mir verbleiben? Angenommen, es wäre Etwas mit der Gräfin von Soissons — auf alle Fälle die einzig denkbare Rivalität — werde ich sie aus dem Felde schlagen?"

„Wenn Ew. Königl. Hoheit Se. Majestät nur wie einen Schwager lieben —"

„Nein, nein!"

„Also, wie einen Geliebten?"

„Noch weniger."

„Wie denn, also?"

„Ich sagte es Ihnen ja, das Gefühl der Rache —"

„Und das gewährt Ihnen Genuß?"

„Ach! und welchen!"

„Nun denn, so suchen Sie sich diesen Genuß so lange wie möglich zu erhalten. Einen anderen Rath wüßte ich Ew. Königl. Hoheit nicht zu ertheilen."

„Ich werde es versuchen. Und — was den Grafen betrifft?"

„Madame, mein Bruder soll die Wahrheit erfahren, und ich hoffe, er wird den Muth haben, sie zu ertragen."

„Schon gut, schon gut, liebe Herzogin; er wird sich eben so schnell zu trösten wissen, wie alle Männer."

„An mir soll es nicht liegen, Madame."

„Kehren wir jetzt heim," rief sie plötzlich übel gelaunt, „ich bin müde und will schlafen. Gehen wir den kürzesten Weg zurück."

„Ganz wie Ew. Hoheit befehlen."

Sie schmollte fort. Ich hatte die größte Lust zu lachen und dachte bei mir, wie schnell der König sein Benehmen ändern würde, wenn er sie hätte belauschen können. Meine Ansicht davon ist, daß der König ihr besser gefiel, als sie es sich selbst eingestehen wollte, und von seiner Seite schien es mir mehr eine Regung ritterlicher Galanterie zu sein, als wirkliche Leidenschaft. Er erkannte sie für das, was sie in der That war, für die liebenswürdigste, anziehendste Dame seines Hofes, aber sein Herz kam dabei nicht mit ins Spiel. Beide waren unendlich liebenswürdig, Beide mit einer großen Anlage zur Galanterie geboren, und sahen sich täglich inmitten der rauschendsten Festlichkeiten und Vergnügen. Alle Welt wollte in ihrem gegenseitigen Benehmen die sicheren Vorboten einer heftigen Leidenschaft erkennen; allein dem war keineswegs so. Ich war ohne Zweifel diejenige, die das Verhältniß am richtigsten beurtheilte, so wie andererseits die Königin-Mutter am unrichtigsten, die sich darob vor Aerger und Galle auf ihrem Stuhle verzehrte. Madame machte sich aber Nichts aus ihr; sie fürchtete nur die Unbeständigkeit des Königs selbst, und ein klein wenig Monsieur, wenn er sich zuweilen das Ansehen gab, als wolle er sich ihren Vergnügungen widersetzen.

Es war schon sehr spät, als wir das Schloß wieder erreichten; wir begegneten vielerlei Personen, ohne jedoch

erkannt zu werden. Wer hätte uns auch so allein und zu solcher Stunde vermuthen sollen?

Die Prinzessin sprach nicht weiter mit mir, bis zum Augenblick, wo wir uns trennten. Mary hatte uns erwartet und öffnete die Thüre auf das verabredete Zeichen. Ich machte meine Verbeugung und wollte mich entfernen, aber sie rief mich noch ein Mal zurück.

„Sie vergessen nicht, was Sie mir versprochen haben, Frau Herzogin?" sprach sie lächelnd.

„Ich vergesse nie ein Versprechen."

„Schon gut, wir werden ja sehen. Finden Sie sich morgen um zwei Uhr bei mir ein; wir werden allein speisen. Monsieur ist zu Tische bei der Königin-Mutter, mit dem Könige."

„Und Ew. Hoheit werden Se. Majestät und Monsieur nicht Gesellschaft leisten?"

„Nein," flüsterte sie mir ganz leise ins Ohr; „ich will einmal versuchen, ob er mich vermissen wird."

Sie eilte nach diesen Worten schnell in ihr Schlafzimmer und ich begab mich nach dem meinigen.

Blondeau trat mir ganz verstört entgegen.

„Ach, Madame!" rief sie; „ich weiß nicht, was jetzt geschehen wird, aber Monsieur erwartet die Frau Herzogin in ihren Appartements!"

„Monsieur? Und zu dieser Stunde? Was will er?"

„Ich weiß es nicht. Er scheint höchst ergrimmt."

„Worüber?"

„Weil die Frau Herzogin noch so spät ausgegangen sind; er behauptet, Sie wären mit dem Herrn Grafen von Charny."

„Es ist gut; ich werde mit ihm reden.“

Ich wollte weiter gehen.

„Ach, Madame!“ fuhr Blondeau fort, „das ist aber noch nicht Alles!“

„Was noch?“

„Auch Herr von Valentinois ist zurück und erwartet Madame in Ihrem Zimmer.“

„Mein Herr Gemahl? Hat er seine Königl. Hoheit gesprochen?“

„Ja wohl, Madame.“

„Nun, und?“

„Monseigneur sagte zu Sr. Königl. Hoheit, Madame würde morgen nach Monaco abreisen.“

„Oho! noch bin ich nicht dort. Führe mich zu Monsieur, und sieh zu, ob noch einige Becher Eis zu haben sind. Die Hitze ist drückend.“

Blondeau sah mich erstaunt an; sie begriff meine Geistesgegenwart nicht.

## Elftes Kapitel.

Ich fand Monsieur vor einem Spiegel, sich ein Diamantenbandeau auf den Kopf probirend, das er in meinen Etuis gefunden hatte, in denen er stets ohne alle Umstände herumwühlte. Als er mich im Spiegel hinter sich erblickte, runzelte er die Stirn und frug mich, ohne sich nach mir umzukehren:

„Woher kommen Sie, Frau Herzogin, und zu so später Stunde?"

Ich machte ihm eine höchst majestätische Verbeugung.

„Befehlen Ew. Königliche Hoheit, daß ich eine vollständige Generalbeichte ablege?" frug ich möglichst ernst.

„Damit wollen Sie ohne Zweifel sagen, daß mich das nichts angehe; aber Sie irren sich, Madame, das geht mich allerdings an. Die Obersthofmeisterin von Madame kann nicht genug überwacht werden, ganz abgesehen von allen besonderen Ursachen, die ich zu dieser Frage habe, und diese Erklärung muß Ihnen genügen."

Monsieur ist bewundernswerth coiffirt mit diesem Bandeau; es kleidet Ew. Hoheit fast eben so gut wie mir."

„Das ist keine Antwort," rief er, mit dem Fuße stampfend; „ich will wissen, wo Sie waren!"

„Ich war bei Madame."

„Bei Madame? — Und wo?"

„In ihrem Zimmer."

„Also eingeschlossen."

„Ja, Monsieur."

„Und was machten Sie da?"

„Wir plauderten."

„Ah so, Sie plauderten! Und wovon plauderten Sie, wenn es Ihnen beliebt, es mir zu sagen? Da Sie so schön mit ihr zu plaudern verstehen, so könnten Sie mir zufällig wohl einige Aufklärungen über Madame ertheilen, über ihre Gesinnungen, ihre Gefühle, ihr Benehmen, über das man mir allerhand in die Ohren raunt. Sie behandelt meine Vermahnungen wie leeres Geschwätz, sie nimmt einen hohen Ton gegen die Königin-Mutter an. Was soll Alles das bedeuten? Was denkt sie in Zukunft zu thun?"

„Was sie bisher gethan hat, wie ich vermuthe."

„Mich verhöhnen, mich beleidigen, mich vielleicht wohl gar entehren, nicht wahr? Dem werde ich ein Ende machen!"

„O — Ew. Königliche Hoheit!"

„Ja, ja, das werde ich. Und auch Sie, Madame, ich werde Sie von Ihrem Manne zurechtweisen lassen. Sie werden nicht mehr die Erlaubniß haben, ganz nach Belie-

ben überall herumzulaufen, sich über ihn lustig zu machen, und Madame auf üble Wege zu verleiten. — Alles das muß anders werden, sage ich Ihnen."

„Aber mein Himmel! woher denn nur dieser plötzliche Zorn? Was hat ihn denn nur veranlaßt? Was haben wir denn nur seit gestern verbrochen, um Monsieur so in Wuth zu versetzen?"

„Was Sie — Alle Tausend! seit zwei Stunden warte ich hier auf Sie!"

„Monsieur haben nicht die Güte gehabt, mir die Ehre eines solchen Besuches ansagen zu lassen."

„Hätten Sie es nicht errathen können?"

„Und woher denn? Wollen Ew. Königliche Hoheit mir das gefälligst erklären?"

„Weil — weil — weil man diese Art von Besuchen überhaupt nicht ansagen läßt — weil wir doch — sollte ich meinen — auf einen Fuß mit einander stehen, der —"

„Ich verstehe Monsieur immer noch nicht."

„Ach, was da! Sie wissen recht gut, daß ich Sie liebe."

Ich konnte mich nicht enthalten, zu lachen.

„Sie lachen, Madame? Sie würden es gar nicht so lächerlich finden, wenn der König an meiner Stelle wäre."

„Der König! — Aber auch Se. Majestät — man würde allenfalls glauben können, daß — — aber Monsieur —!"

„Nun, was?"

„Monsieur lieben Madame viel zu sehr, als daß in

Ihrem Herzen noch Raum für eine Andere sein könnte, und —".

„Madame ist Madame," unterbrach er mich ungeduldig, „und das geht nur sie und mich an. Sie aber — ich liebe Sie — ganz besonders um Ihres Bruders willen."

Ich mußte immer wieder lachen.

Monsieur hat niemals von etwas Anderem mit einer Dame reden können, als von seinen Freunden. Ich selbst kannte ihn damals noch nicht so genau, wie ich und der ganze Hof ihn seitdem, mit Hülfe des Chevaliers von Lothringen und Effiats, kennen gelernt hat. Ich wußte kaum noch, was ich ihm antworten sollte, und ich wünschte von ganzem Herzen, daß er seiner Wege gehe. Ich fiel vor Abspannung und Schläfrigkeit bald um. Dennoch verweilte er noch fast eine volle Stunde, vom Hundertsten zum Tausendsten herumspringend. Indessen erfuhr ich doch soviel aus alle diesem Geschwätz, — denn einen größeren Schwätzer und Wortmacher als Monsieur kann es auf der Welt nicht geben, — daß die beiden Königinnen fest entschlossen waren, Madame nicht Ruhe noch Frieden zu lassen, bis der König wieder zu ihnen zurückgekehrt sei. Sie hatten Monsieur ganz unter ihre Herrschaft gebracht, lenkten ihn auf ihre Weise wie eine Puppe, und waren auf dem besten Wege, sich aus ihm ein Werkzeug der Verfolgung zu machen, dem die Prinzessin früher oder später sich doch würde fügen müssen.

Als ich endlich zur Ruhe gelangt war, konnte ich trotz aller Müdigkeit nicht einschlafen, so sehr quälten mich alle

diese Betrachtungen. Es bedurfte übrigens gar nicht sehr viel, um Herrn von Monaco dahin zu bringen, mich nach seinem herrlichen Fürstenthume zu schleppen; man durfte ihm nur die Augen über Peguilhin öffnen, und wenn Monsieur einmal von dieser Seite Witterung bekam, so war er allerdings ganz der Mann dazu, es zu thun.

Als ich am anderen Tage wieder bei Hofe erschien, fand ich Alles in Aufregung über einige Worte der Königin-Mutter und deren langer Unterredung mit Monsieur. Sie sollte geäußert haben, sie sei entzückt, ein so unfehlbares Mittel der Wohlanständigkeit und Frömmigkeit gefunden zu haben, um sich der besonderen Zuneigung des Königs für Madame zu widersetzen. Das Mittel war leicht zu errathen. Es ward ihr nicht schwer, Monsieur nach ihrem Willen zu bearbeiten; er war eifersüchtig, wie man gesehen hat; er war es von Natur aus und ward es noch viel mehr durch die Launen von Madame, die er den seinigen ähnlicher fand, als er gewünscht hätte.

Die gegenseitige Verstimmung nahm den Tag über so zu, daß die Königin-Mutter, bei der der ganze Hof zu Abend speiste, nicht ein einziges Mal das Wort an Madame richtete. Sie bot von ihren eingemachten spanischen Früchten dem König an, Monsieur, Mademoiselle, selbst den Damen der Prinzessinnen, nur Madame erhielt keine. Der König fühlte sich so dadurch verletzt, daß er ihr die seinigen anbieten ließ.

Aber die Königin-Mutter ließ sich nicht so leicht aus dem Felde schlagen; nach aufgehobener Tafel schleppte sie den König mit sich in ihr Betzimmer und sagte ihm hier

die zärtlichsten Dinge, um sein Herz zu rühren, was ihr auch für den Augenblick gelang. Er versprach Alles, was man wollte und versicherte, daß er sich gegen Madame fortan nur noch wie gegen die Gemahlin seines Bruders benehmen werde und Alles wieder wie früher werden solle.

Monsieur erfuhr es bald darauf von der Königin-Mutter selbst, hinterbrachte es sofort Madame, und argumentirte dieser daraus vor, daß der König keineswegs so viel Rücksicht auf sie nehme, als er ihr scheinbar bezeigt habe. Alles das veranlaßte einen Kreislauf von Hinund-hersagen, Zwistigkeiten und Hetzereien, der uns keinen Augenblick Ruhe verstattete und mich am Ende herzlich langweilte.

Der König und Madame setzten indeß ihre gewohnte Lebensweise nach wie vor fort, und alle Welt am Hofe glaubte sie sterblich ineinander verliebt, nur ich und Guiche nicht. Ich beruhigte meinen Bruder, indem ich ihn über die Zuneigung der Prinzessin aufklärte, die eben nichts Anderes wie befriedigter Stolz und Coquetterie war. Er hetzte Monsieur, zum Scheine, unter der Hand auf, der uns dann regelmäßig Abends mit seinem albernen Geschrei langweilte. Mehrmals kam Madame ganz außer sich in mein Schlafzimmer und schwor, daß sie sich durch den König Gerechtigkeit zu verschaffen wissen werde, daß dies nicht die Art sei, sich gegen eine Prinzessin ihres Ranges zu benehmen, und daß sie entschlossen sei, lieber zum König, ihrem Bruder, zu flüchten, als ferner eine solche Behandlung zu erdulden.

Ich bot alles Denkbare auf, um sie zu beruhigen,

aber es wollte mir nicht gelingen. Sie brachte ihre Nächte in Verzweiflung zu. Manchmal riß diese sie sogar hin, mit mir vom Grafen von Guiche zu sprechen; sie wollte, er solle seine Gewalt über Monsieur anwenden, um diesen dahin zu bringen, daß er sie nicht mehr quäle. Ich versprach den Auftrag zu übernehmen; ja ich versuchte sogar, selbst meinen Einfluß auf Monsieur geltend zu machen, der mir aber gar nicht antwortete, sondern sich jedes Mal, wenn ich auf dies Kapitel kam, aus dem Staube machte.

Am Vorabend — ich weiß nicht mehr welchen hohen Festtages, an dem wir sehr früh zur Kirche aufbrechen sollten, es war ungewöhnlich heiß, flüsterte mir Madame ins Ohr:

„Wir werden diese Nacht nicht zu Bette gehen."

„Weshalb, Madame?"

„Ich habe neulich unseres geheimnißvollen Spazierganges gegen den König Erwähnung gethan, und dies hat ihm Lust gemacht, auch ein Mal daran Theil zu nehmen. Wir haben verabredet, daß er uns bei mir abholen werde, nur von einem einzigen Cavalier begleitet, und daß wir dann zu vier die schöne Nachtluft in den Bosquets genießen wollten."

„Und wer wird dieser Cavalier sein?"

„Das errathen Sie nicht? Ei, ei, Herzogin, Sie scheinen wenig Vertrauen in mein gegebenes Versprechen zu setzen!"

„Wie! — mein Bruder —"

„Wo denken Sie hin? Fast möchte ich ob Ihrer Verstellung bös werden! Sie wissen es ja am besten, daß

der Graf von Guiche nichts mit dem König und mir zu schaffen hat. Muß ich Ihnen Peguilhin erst nennen?“

„Ich danke Ihnen, Madame.“

„Ja, wir wollen alle Vier berathschlagen; das muß jedenfalls ein Ende nehmen mit der Königin-Mutter und Monsieur. Ich weiß übrigens nicht, warum Sie es so eifrig betreiben, daß ich den Grafen von Guiche seiner noblen Liebschaft untreu machen soll.“

„Ich verstehe nicht, was Ew. Königl. Hoheit mir die Ehre erzeigen zu sagen.“

„Schon gut, schon gut, spielen Sie immerhin die Unwissende. Sie wollen mich nicht verstehen. Giebt es wohl irgend Jemand am Hofe, der nicht um die Passion dieses schönen Herrn für die kleine, nichtssagende La Valliere wüßte?“

„Kinderpossen!“

„Er hat es möglichst geheim zu halten gesucht, aber ich habe es dennoch erfahren, denn Alles kommt endlich an den Tag, und jetzt spricht alle Welt bereits von seiner glorreichen Intrigue mit dieser Kleinen. Ich möchte nur wissen, wo sie es hat, daß man sie so hübsch findet? Sie hinkt; sie sieht aus wie ein träumendes Schaf, das man plötzlich aufgeweckt hat; nichts fehlt an der Aehnlichkeit, selbst nicht die meckernde Stimme.“

Das war das erste Erscheinen, die Morgenröthe dieses seitdem so glänzenden Gestirnes. Sie war aus Blois und nach dem Tode Gastons, Herzogs von Orleans, in den Hofstaat der Prinzessin getreten. Ihre Mutter hatte sich in zweiter Ehe mit Saint-Remy, ihrem ehemaligen

Haushofmeister, verheirathet. Ihre Vermögensumstände waren nicht glänzend und ihr Adel — so so! Man fand sie sanft und naiv; sie zeigte unverholen ihre Freude, in den Hofstaat von Madame Henriette zu treten und nicht mehr das tägliche Keifen ihrer Mutter ertragen zu müssen. Es ist allerdings wahr, daß mein Bruder ihr den Hof machte, allein andere junge Herren thaten dasselbe, wegen ihrer Einfachheit und ihrer Schäfermiene; von glänzendem Geiste war sie keineswegs. Mademoiselle de Tonnay-Charente machte sich öffentlich über sie lustig, und wie man gesehen hat, blieb Madame in dieser Hinsicht nicht hinter ihr zurück. Was mich betrifft, so hatte ich sie wirklich kaum noch beachtet.

Ich versuchte es, den Grafen von Guiche zu vertheidigen, obschon nicht allzu eifrig; bei der Laune und dem Wesen der Prinzessin war das Klügste, sie stets etwas in der Unruhe zu erhalten. Indeß verfehlte ich nicht, den Verliebten von Allem in Kenntniß zu setzen, bevor ich mich zurückzog. Ich warf in der Eile eine Art von Deshabilé über und kehrte dann zu Madame zurück, die ich noch bei der Toilette traf und sich, so zu sagen, auf negative Weise putzend. Sie verstand es meisterhaft, scheinbar jede Weise von Putz zu verschmähen, und sich dabei doch so zu schmücken, daß es die beabsichtigte Wirkung auf den Einen nicht verfehlen konnte, in dessen Augen allein sie schön sein wollte.

Es ward leise an die Thüre geklopft und Mary öffnete. Es war der König, in Begleitung Peguilhins, die sich die Taschentücher vors Gesicht hielten und in Livréemäntel

vermummt waren; wir waren bereit, ihnen zu folgen. Es war dies das erste Präludium, des Königs sowohl als seines neuen Günstlings, zu jenen berühmten nächtlichen Promenaden über Mauern, Balkons und Dächer, wegen jener unverschämten La Motte-Houdancourt und der Fräuleins der Königin. Herr und Frau von Navailles mußten die Zeche für diese schönen Promenaden bezahlen, ohne mich zu rechnen, wie man seiner Zeit sehen wird.

Ohne ein Wort zu sprechen, stiegen wir leise und vorsichtig die kleine Diensttreppe hinab; wir erreichten den Park und bogen sogleich in die Charmillen ein, für die der König eine besondere Vorliebe hatte. Inmitten derselben befand sich ein gewisses Bosquet, in welchem wir uns niederließen.

Der König war von einer wirklich liebenswürdigen Lustigkeit, trieb tausend Ausgelassenheiten und ging sogar so weit, Madame zu umarmen. Ich kann immer noch nicht von meinem Erstaunen zurückkommen, wenn ich denke, was er damals war, und was er jetzt ist!

„Ich liebe meine Schwägerin außerordentlich,“ sagte er, nachdem er sie geküßt hatte.

„Sire, Sie haben nicht immer so gedacht,“ sprach Madame, spöttisch lachend.

„Damals war ich blind.“

„Und was sind Sie jetzt? Ein kleiner Knabe, der sich vor der Ruthe seiner Mama fürchtet — wie ein gewisser Jemand an Monsieur geschrieben hat.“

„Madame, ich fürchte meine Mutter zu betrüben, die mir der Himmel vielleicht nicht mehr lange lassen wird.

Madame hatte in jenem bittersüßen Tone gesprochen, der ihren früher beleidigten Stolz etwas zu deutlich durchschimmern ließ, und der König fing an in ernsthaftem Tone zu antworten. Ich merkte, daß ein kleines Gewitter im Anzuge wäre, wenn nicht eingelenkt würde, und gab Peguilhin, dessen Kühnheit und Geistesgegenwart mir ja bekannt war, einen Wink. Er sprang schnell von dem Moosteppich auf, auf welchen er sich gesetzt hatte.

„Sire, ich habe eine Idee!“ rief er.

„Ich glaube sogar, daß Sie deren sehr viele haben; lassen Sie einstweilen die eine hören.“

„Wird der König mir erlauben, auf Einzelheiten einzugehen, welche — welche — die vielleicht nach dem ersten Anschein —“

„Sagen Sie Alles, was Sie wollen.“

„Nun denn, Sire: Ihro Majestät, die Königin-Mutter, die Gott noch lange erhalten möge —“

„Mein Himmel! wie langweilig sind Sie!“ rief Madame ungeduldig; „ich werde Alles in zwei Minuten gesagt haben, was zu sagen ist. Ihro Majestät, die Königin-Mutter, hat die Gnade, mir eine Herrschaft auf das Herz und den Geist ihres erhabenen Sohnes zuzutrauen, die ich keineswegs besitze; ja sie treibt ihre Güte für mich sogar bis zur Eifersucht. Durch ihre Sorgfalt theilt sie diese Krankheit Monsieur und sogar der jungen Königin mit; die Folge davon ist für Alle eine Existenz, die nach gerade unerträglich ist; dem muß ein Ende gemacht werden, und ich flehe Ew. Majestät an, in Zukunft nicht mehr mit mir zu sprechen und mich nie wieder aufzusuchen.“

„Ach, Madame!“

„Ja, Sire, ich bin fest entschlossen. Da die Königin, da Monsieur —“

Sie wendete den Kopf ab, ohne auszureden. War sie wirklich gerührt oder stellte sie sich nur so? Ich weiß es nicht; jedenfalls war sie eine sehr geschickte Comödiantin, und sagte nur, was sie sagen wollte.

„Wollen Sie mich zur Verzweiflung bringen?“ sprach der König.

„Sire, ich habe meine Idee noch nicht vorgetragen,“ rief Lauzun.

„Und Sie, Madame de Valentinois?“

„Sire, ich muß natürlich dieselbe haben, wie Herr von Peguilhin.“

„So soll er sie aussprechen, dieser Folterknecht!“

„Sire, Sie wollen Madame nicht von sich entfernt wissen?“ frug Lauzun.

„Um keinen Preis.“

„Sie wollen den Verdacht der Königinnen und Monsieurs auf eine andere Fährte lenken?“

„Ein vollkommen einfältiger und eingebildeter Verdacht, der mir aber nichts desto weniger das Leben verbittert.“

„Nun denn, Sire, so habe ich, was Sie brauchen können, und es bedarf nur Ew. Majestät Einwilligung dazu.“

## Zwölftes Kapitel.

„Um den Verdacht von irgend einem Gegenstand abzulenken, giebt es, meiner Ansicht nach, nur ein einziges Mittel,“ fuhr Lauzun fort.

„Und welches wäre das?“

„Man behauptet, daß Ew. Majestät Madame liebe; man behauptet, daß Madame Ew. Majestät liebe — nun denn, beweisen Sie Denen, die das behaupten, daß man sich irrt.“

„Ganz gewiß irrt man sich,“ unterbrach die Prinzessin Lauzun lebhaft; „wir empfinden gegenseitig zu einander nur die Gefühle eines Bruders und einer Schwester.“

„Daran habe ich keinen Augenblick gezweifelt, Madame,“ erwiderte er mit jenem vielsagenden Lächeln, das eben nur ihm eigenthümlich war; „aber um so mehr zweifeln die Anderen daran. Das ist sehr wenig ehrerbietig, das ist kühn — ja es ist sogar eine unglaubliche Frechheit, aber es ist nun einmal so.“

„Leider, ja!“ seufzte der König, „und meine Mutter läßt mir keinen Augenblick mehr Ruhe.“

„Nun denn, Sire, wer verhindert Ew. Majestät, die Königin-Mutter, die Königin, ja die ganze Welt auf eine falsche Fährte zu locken? Wählen Sie sich irgend eine Puppe, eine vorgebliche Geliebte, in welche man Sie verliebt wähnt, und welche die Aufmerksamkeit der Einen und den Zorn der Anderen auf sich lenkt.“

Der König hörte aufmerksam zu, sah mich aber zu gleicher Zeit schärfer an. Madame erröthete und ihre Nase nahm eine kriegerische Haltung an. Es giebt derlei Gesichter, in denen die Nase ein sicheres Kennzeichen jeder Gemüthsregung ist; und das ihre war von solcher Art. Ich kannte sie zu gut, um mich darin zu täuschen.

„Die Sache ließe sich hören,“ sprach der König langsam, mich aber dabei fortwährend anblickend; „es giebt sehr hübsche solche Puppen in Fontainebleau.“

„Aber nicht diese da!“ rief die Prinzessin lebhaft, unfähig, ihre erste Regung zu bemeistern und des Königs Gedanken errathend, „nicht diese da; sie ist keine Puppe und Sie würden Sie wirklich lieben!“

Jetzt war an Peguilhin die Reihe zu erröthen, und sein Auge schleuderte mir einen jener Blitze zu, welche tödtlich sind — wenn er ein Gott, oder doch wenigstens ein König gewesen wäre. Doch faßte er sich wie gewöhnlich sehr schnell, so daß Niemand außer mir diesen Blick bemerkt hatte.

„Ich kann Ew. Majestät mehre Namen nennen,“ fuhr

er fort, „welche vollkommen zu dem beabsichtigten Zweck geeignet wären, obscure, bisher unbemerkt gebliebene Personen, die sich glückselig schätzen würden die Blicke auf sich zu ziehen und von sich reden zu machen."

„Lassen Sie hören."

„Da haben wir zum Beispiel Mademoiselle de Pons. Ihr Cousin, der Marschall Albret, würde ihrer etwas provinziellen Geschicklichkeit nachhelfen, und Alles würde sich aufs Beste machen."

„Weiter!"

„Wir haben ferner noch die Chemerault —"

„Was? Die coquetteste von allen Fräuleins der Königin?" rief Madame lebhaft; „das ist ja gar nicht möglich!"

„Ich kann Ihnen ferner die Lavalliere nennen, die Madame ja selbst kennen, da sie mit zu Ihren Fräuleins gehört."

„Lavalliere?" frug der König; „Wer ist das? Wem gehört sie an? Wie ist sie?"

Er hatte sie zu jener Zeit noch nicht einmal bemerkt.

„Sire," nahm die Prinzessin das Wort, „ich glaube, daß Herr von Peguilhin gefunden hat, was wir brauchen können. Es ist ein kleines, ziemlich hübsches Mädchen, ein wenig lahm, aber sehr sanft, sehr naiv, und weit entfernt von jedem Gedanken an Stolz und Ehrgeiz. Sie ist sehr unbedeutend, sie hängt noch an gar Niemand, und außer dem Grafen von Guiche, der ihr die Ehre erzeigt, sehr verliebt in sie zu sein, glaube ich kaum, daß irgend ein Anderer am ganzen Hofe sie bis jetzt noch genau angesehen hat."

Der König runzelte die Augenbrauen. Er hat niemals auch nur den Schatten einer Rivalität ertragen können. Ich errieth ihn besser als die Prinzessin, und beeilte mich hinzuzufügen:

„Mein Bruder hat ihr allerdings einige Aufmerksamkeiten erwiesen, Sire, wie man sie eben einem hübschen Kinde erweist; aber das ist auch Alles. Ich weiß besser wie irgend Jemand, daß er nicht die mindeste ernstliche Absicht dabei hat; sein Augenmerk ist ganz wo anders hingerichtet."

„Der Graf von Guiche ist einer jener Männer, die man nicht so leicht aus dem Felde schlägt, Madame, selbst wenn man ein König ist," erwiderte unser Sire sehr ernsthaft.

„Was thut es übrigens, da es sich ja nur um eine Puppe handelt," rief Madame naserümpfend.

„Ich werde keinen Scherz in dieser Beziehung dulden, Madame; von dem Augenblicke an, wo man eine Dame für die meinige hält, darf nicht einmal ein anderer Verdacht mehr auf ihr ruhen. Ich werde nichts destoweniger an diese Unterredung denken, und Ihr Mittel, Herr von Peguilhin, gefällt mir so ziemlich; es ist möglich, daß ich es anwende."

„Ach, Sire! nur gehen Sie nicht zu —"

Madame hielt inne und ward purpurroth. Sie hätte den Schwager gern als Schwager behalten mögen, aber wollte nicht, daß dieser Schwager anderwärts ein Liebhaber werde. Das, was sie vor allen Dingen wünschte, war der Triumph, sich geliebt zu wissen, und dieser Liebe

des größten Königs dieser Erde widerstanden zu haben; es war das Verlangen, den ganzen Hof zu beherrschen und alle Höflinge zu ihren Füßen zu sehen. Was ihr Herz betraf, so neigte es sich Guiche zu, wenn es sich überhaupt irgend Jemand zuneigte, was ich nicht einmal weiß. Madame war nicht viel mehr als ein Hänfling, nicht eben bös, aber auch ohne wirkliche Zuneigung; sie vermochte Monsieur nicht zu achten, und er langweilte sie; sie war eine jener Personen, auf die man nur rechnen kann, so lange man sie fest an der Hand hält.

Lauzun war ihr keineswegs sehr hold; sein Rath war ein zweischneidiges Messer; er wollte den König von ihr losreißen und diesen nach seinem Willen an eine Geliebte fesseln.

Während dem übrigen Theil der Promenade unterhielt er den König noch viel über diesen Gegenstand, der ihm aufmerksam zuhörte, aber mich dabei öfter verstohlen ansah. Ich bemerkte es recht wohl, und auch die Anderen bemerkten es.

Madame war sehr übler Laune geworden; als wir heimkehrten, machte sie einige beißende Bemerkungen über die Nachlässigkeit meines Ganges, und warf mir die Thüre ihres Schlafzimmers im Augenblicke, als ich mir ihre letzten Befehle von ihr erbat, fast vor der Nase zu.

Am anderen Tage, bei der Königin-Mutter, konnte ich die Wirkung von Lauzun's Rathschlägen trefflich beobachten. Der König blieb bei den drei Puppen stehen, und sprach einige Worte mit ihnen. Eine Jede von ihnen antwortete nach ihrer Charakter- und Geistesbeschaffenheit: Mademoiselle de Pons linkisch, unbeholfen, (wie oft hat

sie mich daran erinnert, seitdem sie Madame d'Houdicourt geworden ist!) die Chemerault dreist, und ihre Augen blitzten dabei wie Katzengold; die Lavalliere antwortete gar Nichts, sie schlug die Augen nieder, und ich glaube, vor Angst und Schrecken darüber, daß ein König sie überhaupt bemerke, war ihr das Weinen nahe. Diese gewaltige Aufregung entging Niemand, und am allerwenigsten dem Könige selbst.

Als Guiche sich ihr später näherte, fand er sie sehr zerstreut.

Mehre Tage hintereinander wiederholte sich dasselbe Spiel mit den drei Puppen, bis eines schönen Morgens der König, zum allgemeinen Erstaunen, in den Appartements von Madame erschien, sich rings im Kreise der Damen umsah, bald mit dieser, bald mit jener ein flüchtiges Wort sprach, und endlich geradezu fragte: Wo Mademoiselle de Lavalliere sei?

„Im Nebenzimmer, Sire," erwiderte Madame ganz verwundert; „sie beschäftigt sich mit meinen Bändern. Soll ich sie rufen lassen?"

„Nein, nein; ich werde selbst gehen; ich liebe die Bänder sehr, und ganz besonders die Ihren, Madame; Sie haben in der Regel einen ganz allerliebsten Geschmack."

Der König öffnete selbst die Thüre des Nebenzimmers, trat ein und ging auf die Lavalliere zu. Sie ließ vor Schrecken einen Kopfputz, den sie eben in der Hand hatte, zu Boden fallen, bückte sich darnach, um ihn aufzuheben, worin ihr jedoch der König rasch zuvorkam. Einige andere Ehrenfräuleins, die um sie waren, traten ehrfurchtsvoll zu=

rück, und unser Sire unterhielt sich, fast zwei Stunden lang, ganz allein mit ihr, bei offener Thüre, so daß sie alle Welt sehen konnte, — und daß alle Welt nur auf sie sah, das kann man sich denken!

Die Demoiselles de Tonnay-Charente und de Montalais, die beiden intimen Freundinnen der Lavalliere, standen in einer Ecke und zischelten mit einander. Die schöne Athenais de Mortemart hörte ich lachend sagen:

„Sie ist zu einfältig; sie wird niemals sagen lernen, was man bei solcher Gelegenheit zu sagen hat."

Madame rief mich zu sich; ich plauderte eben mit Monsieur, der mich mit seinen hohlen Redensarten weidlich langweilte.

„Gehen Sie, gehen Sie!" sagte er; „Madame ist in großer Wuth, und das freut mich. Sie wird Ihnen mancherlei zu erzählen haben."

Die Prinzessin war allerdings außer sich, und zwar um zweierlei Ursachen willen.

„Sehen Sie nur Ihren Bruder an," flüsterte sie mir heftig zu; „die Eifersucht verzehrt ihn!"

In der That hatte Guiche ganz das Aussehen eines eifersüchtigen Liebhabers in Verzweiflung, oder strebte vielmehr es sich zu geben, denn im Grunde machte er sich nicht mehr aus der Lavalliere, als aus seinem kleinen Hündchen; sie war ihm ein Spielzeug, ein Zeitvertreib, in Ermangelung von etwas Besserem. Freilich erlitt seine Eitelkeit einen kleinen Stoß, allein wie bald würde der verschmerzt gewesen [illegible]n, wenn er die Worte der Prinzessin gehört hätte.

Sie gingen ihm indeß nicht verloren; noch am Abend wiederholte ich sie ihm.

Man meldete die Wagen. Der König getraute sich denn doch nicht, die Lavalliere gleich mit sich zu nehmen; er machte ihr eine höchst galante Verbeugung, kam dann zu Madame und bot ihr die Hand; sie konnte ihren Zorn und Ingrimm nicht verbergen.

„Nun, Sire," sagte sie mit höhnischem Lächeln, „Sie scheinen sich ja recht sehr mit dem kleinen Mädchen belustigt zu haben?"

„Mademoiselle de Lavalliere ist in der That allerliebst."

„Finden Sie das wirklich? Sie belieben zu scherzen; über diese Sache sind wir ja einverstanden."

Diese mit Lebhaftigkeit ausgesprochenen Worte verriethen nur zu deutlich, was in ihrer Seele vorging, und was sie um jeden Preis hätte verheimlichen sollen. Der König antwortete gar nichts — und das war allerdings eine eben so deutliche wie verhängnißvolle Antwort. Madame begriff von diesem Augenblicke an, daß das Scepter ihren Händen entschlüpfe, und war während der ganzen Spazierfahrt in einer unausstehlichen Laune. Ich saß nahe bei ihr, an der Portiere, neben der Gräfin von Soissons.

In einem Moment, wo diese ihre Aufmerksamkeit anders wohin richtete, neigte sich Madame zu mir und flüsterte mir ins Ohr:

„Welch' einen gefährlichen Rath hat Ihr Peguilhin uns da gegeben!"

Ich glaubte nichts Besseres thun zu können, als das

Beispiel unseres allergnädigsten Herrn nachzuahmen, ich schwieg.

Während dem spielte mein Bruder die Gegenpartie mit der Lavalliere. Er war in seiner lieben Eitelkeit verletzt, eilte zu ihr und suchte sie festzuhalten. Als die Gesellschaft sich in den Wagen vertheilte, wollte sie ihm entschlüpfen, allein er hatte doch immer noch Zeit gehabt seiner Galle Luft zu machen, leider aber nur in sehr ungemessenen Ausdrücken, die später seine Ungnade zur Folge hatten. Ja, er vergaß sich so weit, daß das arme Kind in Thränen ausbrach, und ohne Mademoiselle de Tonnay-Charente zu Haus geblieben wäre, was die Sache meines Bruders nur verschlimmert hätte.

Am Abend, als ich eben meine Nachttoilette beendet hatte, wird die Thüre meines Schlafzimmers geöffnet, und ich sehe meinen Bruder auf den Fußspitzen, bleich und mit unordentlicher Kleidung eintreten. Nie hatte er mir so hübsch geschienen, wie eben in diesem verstörten Zustande; die Verzweiflung kleidete ihn allerliebst.

Er bat mich fast mit Thränen um Verzeihung, daß er mich noch zu später Stunde belästige, allein er müsse mich durchaus sprechen; ich sei die Einzige, die ihm in seiner jetzigen Lage einen guten Rath ertheilen könne, denn der Marschall wolle von Nichts hören und sich unter keiner Bedingung in seine Angelegenheiten mischen.

„Nun, was ist denn geschehen?" frug ich.

„Ich habe die Lavalliere diesen Morgen mißhandelt — das ist geschehen."

„Das war um so schlimmer von Ihnen, Herr Bruder, als der König ihr seine Liebe fast so gut wie erklärt hat."

„Deswegen geschah es ja eben, ich war eifersüchtig."

„Sie lieben sie also wohl sehr?"

„Ich? Ich mache mir gar Nichts aus ihr; sie ist eine Einfältige, deren einziger Reiz das Bischen Jugend ist, und die mit dem dreißigsten Jahre Niemand mehr eines Blickes würdigen wird."

„Dann begreife ich Sie nicht."

„Aber, mein Himmel, Schwester! Kennen Sie mich denn noch so wenig? Ich habe mich nur aus Langerweile mit ihr eingelassen, um nur irgend etwas zu thun zu haben; sie hat mich durch ein gewisses originelles Wesen angelockt, ich mußte mich für irgend eine Haltung entscheiden, und so wählte ich diese. In acht Tagen hätte ich mit keinem Athemzuge mehr an sie gedacht. Jetzt aber, wo man sie mir wegschnappen will, jetzt werde ich mich dem aus allen Kräften widersetzen."

„Ein herrliches Raisonnement, das muß ich sagen!"

„Ich war albern genug es ihr zu sagen, und zwar in wenig angemessenen Worten. Wenn sie will, kann sie mich stürzen, und das ist es, was mich beunruhigt."

„Dann beruhigen Sie sich, mein lieber Graf; sie wird dies auf keinen Fall wollen."

„Wenn sie es aber nun wollte? Der König ist mir ohnedies nicht sehr hold, ich weiß auch warum; wird sie seine Maitresse, so wird er es mir niemals verzeihen, sie ihm erst streitig gemacht, und sie dann von oben herab behandelt zu haben. Was soll ich beginnen?"

„Und von mir wollen Sie einen guten Rath hören, von mir?“

„Wer sonst kann mir ihn ertheilen?“

„Haben Sie denn nicht Ihren Herzensfreund de Vardes? Und den Affen de Manicamp, der schlauer zu sein wähnt, als alle Schlauköpfe der Welt? Dann die Gräfin von Soissons, dann —“

„Ich habe Niemand als meine Schwester, und diese Schwester ist die Herzogin von Valentinois, die Oberhofmeisterin und vertraute Freundin von Madame.“

Ich lächelte; ich merkte, wo er hinaus wollte, und ließ ihn kommen.

In diesem Augenblicke entstand ein Geräusch in meinem Toilettenkabinet, in dem sich Blondeau aufhielt; ich wollte rufen, wer da sei, allein ich hörte leise sprechen und meinte, es sei einer von der blauen Livree, der noch spät gekommen sei, um vielleicht einige Befehle für den anderen Tag zu holen. Um diese Stunde konnte es fast nichts anderes sein, ich kümmerte mich also nicht darum, sondern kehrte wieder zu Guiche zurück, der mich erwartungsvoll ansah.

„Nun,“ hob ich wieder an, „was kann ich thun, um mich aller dieser schönen Titulaturen würdig zu beweisen?“

„Das errathen Sie nicht, Herzogin?“

„Bin ich ein Wahrsager, ein Sterndeuter?“

„Im Ernst, Schwester: Sie wissen, daß ich Madame liebe.“

„Ich wußte nur, daß Sie die Lavalliere liebten.“

„Erinnern Sie sich nicht mehr meiner inständigen Bitten, meiner Empfehlungen in Betreff Monsieurs?"

„Ohne Zweifel; aber was hat das hiermit zu schaffen?"

„Schwester, Sie bringen mich zur Verzweiflung! Ja, ja, ich liebe Madame, ich habe nie eine Andere geliebt, ich habe die Lavalliere nur gewählt, um mich für ihre Verschmähung zu rächen, für ihre Coquetterie mit dem König, und jetzt, wo der König ihr entschlüpft, jetzt muß ich sie sehen, Schwester, um Tod oder Leben aus ihren Blicken zu schöpfen, sie muß meine Liebe erfahren, und Sie, Schwester, sind es, die mir dazu verhelfen müssen!"

Wir hatten uns meinem Bettalkoven genähert, und schon seit einigen Minuten verspürte ich durch die Courtinen den Wohlgeruch einer gewissen Essenz, die Madame aus England mitgebracht hatte, und mit der sie ihre Wäsche, ihre Kleider, ihre Schränke zu parfümiren pflegte. Der König liebte damals die Wohlgerüche eben so sehr, wie sie ihm seitdem unausstehlich geworden sind. Hinter meinem Baldachin befand sich eine geheime Verbindungsthüre nach dem Zimmer meiner Frauen, die ganz unhörbar in einem Falze auf- und zuzuschieben war. Wer weiß, wieviel Tugenden junger Mädchen und Frauen zur Zeit Heinrichs II. und Franz I. mit Hülfe dieser geheimen Thüre verloren gegangen sind! — Ich stand dicht an der Courtine, fühlte plötzlich, daß Jemand meine Hand ergriff, hatte aber doch so viele Geistesgegenwart, mich nicht vor meinem Bruder zu verrathen. In Folge einer scheinbar zufälligen Wendung, erblickte ich zwischen den Falten der Draperie das Antlitz von Madame, einen Finger auf die Lippen gelegt.

Ei! dachte ich, welch ein glücklicher Spitzbube ist doch dieser Graf von Guiche!

„Wissen Sie wohl, mein Herr Bruder," fuhr ich laut fort, „daß Sie da etwas sehr Schwieriges von mir fordern?"

„Warum?"

„Madame denkt in diesem Augenblicke nicht an Sie, und wenn sie es thäte, wie können Sie denken, daß eine so erhabene Prinzessin sich bis zu Ihnen herablassen würde."

„Schwester, ich weiß, daß Madame in diesem Augenblicke sehr auf den König erzürnt ist, und mit Recht; Sie wird mich anhören."

„Sie wird es nicht! Wie wollen Sie sie von Ihrer Liebe überzeugen, nachdem Sie es gewagt haben, ihr eines ihrer Ehrenfräulein zur Nebenbuhlerin zu geben?"

„Zur Nebenbuhlerin! Sagen Sie, zum Opfer, denn Sie wissen es am Besten, daß mich nur Verzweiflung zu dieser Einfalt trieb, weil Madame mein Herz marterte."

„Ei sieh doch! Ihr Herz?"

„Ja, ja, mein Herz, das ewig nur für sie geschlagen hat und ewig nur für sie schlagen wird. Ich liebe Madame, ich liebe sie bis zum Wahnsinne, hören Sie es? Und sollte der König mich verbannen, mich in die Bastille werfen, so werde ich ihr doch sagen, daß ich sie liebe!"

„O was das betrifft," sprach ich, wider Willen lächelnd, „so glaube ich kaum, daß dies jetzt noch Jemand verhindern wird."

Eine leise Bewegung hinter der Courtine verrieth mir, daß ich die Wahrheit gesprochen hatte.

## Dreizehntes Kapitel.

Mein Bruder hatte in seinen Ideen, in seinem Charakter etwas so Veränderliches, daß es unmöglich war ihm darin zu folgen, oder ihn zu errathen. Er log nie, er sprach seine Gedanken sogar mit einer Offenheit und Dreistigkeit aus, die oft eben so unerwartet wie erschreckend war, je nachdem seine Veränderlichkeit ihn zu diesem oder jenem trieb. In diesem Augenblick liebte er Madame wirklich, er betete sie an, weil er die Lavalliere verlor und dafür irgend eine Rache haben mußte; sie mußte eclatant sein, sie mußte vor allen Dingen den König selbst treffen. Die Unsinnigkeit eines solchen Vorsatzes schreckte ihn keineswegs zurück. Der König nahm ihm ein Ehrenfräulein weg, er nahm dafür die Prinzessin, die Schwägerin des Monarchen; das erschien ihm ganz in der Ordnung zu sein.

Ich, die ich ihn durch und durch kannte, errieth natürlich sogleich, wohin seine Absicht gerichtet sei; Madame Henriette sah dagegen nur die schöne Seite davon. Auch

sie verlangte nach Rache; der König sollte sehen, daß sie, wie er, sich nicht bei unnützen Thränen aufhalte, daß sie einen Tröster gefunden habe, den schönen Grafen von Guiche, den König der Herzen, wie Ludwig König von Frankreich war.

Ich fand unsere dreifache Stellung bei dieser Scene höchst originell und belustigend, und hatte mir vorgenommen, sie so lange wie möglich dauern zu lassen, als Blondeau plötzlich ganz verstört zur Hauptthüre hereingestürzt kam und rief:

„Madame, so eben kommt Monsieur!"

Se. Königl. Hoheit hatte bisweilen den wunderlichen Glauben gehabt, es stünde ihm zu jeder Stunde des Tages und der Nacht der Zutritt zur Oberhofmeisterin seiner Gemahlin frei; nachdem ich mir aber einigemale die Freiheit genommen, ihm das Irrthümliche dieses Wahnes sehr deutlich zu machen, hatte er mich in der letzten Zeit mit seinen Besuchen etwas mehr verschont. Dieser jetzige konnte mich daher nicht sehr in Verlegenheit setzen, und ich frug den Grafen von Guiche ganz ernsthaft: ob er Se. Hoheit etwa sehen wolle?

„Nein, nein, Gott soll mich behüten! Aber dennoch kann ich nicht so ohne weiteres fortgehen; ich habe Ihnen noch Vieles zu sagen."

„Nun so gehen Sie einstweilen in mein Toilettenkabinet, und halten Sie sich ruhig; er wird sich nicht lange aufhalten."

Und dann, als mein Bruder sich versteckt hatte, sagte ich laut zu Blondeau:

„Laß Se. Königl Hoheit eintreten.“

Der Prinz war ungeduldig geworden, daß ich es gewagt hatte ihn warten zu lassen. Er stieß Blondeau, die ihn hereinführte, fast vor sich her und frug gleich in sehr unwirrschem Tone:

„Wer war denn bei Ihnen, Frau Herzogin, daß Sie es für nöthig fanden ihn erst zu verbergen, bevor mir die Pforten geöffnet wurden?“

„Wer sonst, Monsieur, als mein Bruder!“

„Guiche, bei Ihnen, und zu solcher Stunde?“

„Sind Sie es nicht auch?“

„Und was wollte er bei Ihnen?“

„Was wollen Ew. Königl. Hoheit bei mir?“

„Palsambleu! ich habe mit Ihnen zu sprechen, zunächst über Madame, dann über Sie selbst — — Kam er etwa in gleicher Absicht?“

„In der That, Sie haben es errathen.“

„Aha! warum ist er dann fortgelaufen?“

„Er fürchtete, indiscret zu sein.“

„Welche Kindereien! — Nun denn, Frau Herzogin,“ fuhr er fort, nachdem er sich ganz gemächlich niedergelassen hatte; „ich muß Ihnen also zuvörderst sagen, daß ich mit Madame sehr zufrieden bin.“

„Wahrhaftig!“

„Ja, ja, sehr zufrieden, sage ich Ihnen; allein ich fürchte, sie wird die ganze Geschichte wieder verderben.“

„Ich verstehe Ew. Hoheit nicht.“

„O doch, doch! — Sie hat der ganzen Welt bewiesen, daß der König ihr nur mein Bruder sei, und weiter

Nichts; sie hat der Königin-Mutter eine ungemeine Genugthuung gewährt, sie hat auch mir ein gewisses Bestreben gezeigt, mir gefallen zu wollen. So weit ist Alles ganz vortrefflich und scharmant. Jetzt kommen aber plötzlich wieder andere Geschichten aufs Bret; der König steckt mit ihren Ehrenfräuleins zusammen, vorgestern mit der Pons, gestern mit der Chemerault, heute mit der Lavalliere, morgen vielleicht wieder mit einer Anderen; man wird sagen, dies geschehe auf ihren eigenen Betrieb, um den König zu fesseln, und ich sehe nicht, was ich bei alle dem gewinnen kann."

„Und ich sehe wiederum nicht, wie Madame das verhindern soll. Ist der König nicht unser Aller Herr?"

„Papperlapap! Madame weiß recht gut mit ihm zu reden, wenn sie nur will, eben so wie mit mir; sie mag ihm nur rund heraus ihren Entschluß erklären, ein solches Treiben nicht ferner bei sich zu dulden, sondern lieber alle ihre Ehrenfräuleins zur Thüre hinaus zu werfen, dann wird er sich schon mit seinen Liebesfloretten anders wohin wenden."

Ich durchschaute sofort die ganze Sache.

„Monsieur," sagte ich ruhig, „das haben Sie nicht erfunden."

„Wer sonst?"

„Die Königin-Mutter."

„Und wenn dem so wäre?"

„Das wußte ich, denn ein solcher Vorschlag stimmt durchaus nicht mit Ihrem sonst so feinem Verstande. Sie können unmöglich wollen, daß Madame sich mit dem Kö-

nig überwerfe und ihren ganzen Einfluß, so wie den Ihrigen, Monsieur, aufs Spiel setze. Alles das — es thut mir leid, es sagen zu müssen, — ist nur ersonnen, um den König von Madame zu entfernen, um es dahin zu bringen, daß er sich nicht mehr in ihrer Nähe gefallen, damit sie selbst am Hofe zur Unbedeutenheit einer Frau Prinzessin So und so, oder jeder anderen Dame herabsinken solle. Man hat neue Mittel ausgedacht, aber der Zweck ist derselbe geblieben."

Monsieur antwortete nicht, sann einen Augenblick nach und stand dann rasch auf.

„Und was hat Ihnen der Graf von Guiche gesagt?" frug er.

„Ganz dasselbe, was ich so eben die Ehre hatte, Ew. Königl. Hoheit zu wiederholen."

„Frau Herzogin, können Sie es beschwören, daß Madame mir treu geblieben ist?"

„Warum nicht? Sobald es Ihnen Vergnügen macht — — Nur würden Ew. Königl. Hoheit sehr Unrecht haben es mir zu glauben, denn selbst wenn ich das Gegentheil wüßte, würde ich nicht weniger beschwören, daß Sie nicht betrogen sind. Lassen Sie sich also mit der Versicherung genügen, daß Madame eben so die ehrenhafteste Prinzessin der Welt ist, wie sie die liebenswürdigste ist. Aber — aber —"

„Nun, aber?"

Es machte mir innerliches Vergnügen, zu wissen, daß in diesem Augenblicke drei Personen mit Spannung auf

die Fortsetzung dieses Aber warteten, und ich war boshaft genug, sie noch ein wenig warten zu lassen.

„Was, aber? Heraus mit der Sprache!"

„Aber — Monsieur sind vielleicht selbst Ursache ihres scheinbaren Unrechts; — Sie lassen ihr keine Gerechtigkeit widerfahren —"

„Mein Himmel! ich beschäftige mich ja fortwährend mit ihr."

„O ja, um sie zu peinigen."

„Ist es meine Schuld, daß sie mir nicht gefällt?"

„Wäre es dann die ihrige, wenn Sie ihr eben so wenig gefallen? Die Partie stünde sonach ganz gleich."

„Ich finde sie kalt, herrschsüchtig, coquett; ich finde sie hager, schwarz, trocken in jeder Hinsicht —"

„Und Madame — verzeihen mir Ew. Hoheit, wenn ich eben so offen rede, — Madame findet Sie vielleicht — fade — prätentiös, weibisch, — sie liebt vielleicht nicht an einem Manne so viele Pommaden, Essenzen und alle diese Schönheitsmittelchen."

„Und Sie, Herzogin, wie finden Sie mich?"

„Ew. Königl. Hoheit —"

„Nein, nein, ohne Umstände; mindestens hassen Sie mich nicht, das weiß ich. Da aber Madame mich — wie Sie sagen — so abscheulich findet, so wäre es mir lieb, die Meinung Anderer über diesen Punkt zu hören; meine Freunde wenigstens denken nicht so; Ihr Bruder, zum Beispiel, und Sie wissen doch recht gut, daß Ihr Bruder kein Schmeichler ist. Also, heraus mit der Sprache."

„Ew. Königl. Hoheit wissen, wie glücklich mich die Aufmerksamkeiten machen, womit Sie mich zu beehren geruhen.“

Ich bog den Kopf so tief wie möglich nieder und machte ihm, was mein Bruder eine Bettreverenz zu nennen pflegte, im Grunde aber, um ihm mein verbissenes Lachen zu verbergen.

Der Prinz fuhr in diesem Tone noch eine halbe Stunde fort, häufte Dummheiten auf Dummheiten, erschöpfte sich in den erbärmlichsten Nichtigkeiten und Flachheiten, kurz, that alles Mögliche, was seiner Frau gerechte Ursache geben konnte, sich noch auf andere Weise, als blos mit Worten, über ihn lustig zu machen.

„Demgemäß also, Herzogin,“ schloß er endlich sein Geschwätz, demgemäß geht aus alle dem hervor, daß ich Madame gar nicht hätte heirathen sollen, und daß meine Cousine Montpensier, trotz der Verschiedenheit des Alters, weit besser für mich gepaßt hätte. Sie ist vermögender wie irgend Eine, und darin liegt doch immer der beste Trost; was kümmere ich mich um alles Andere, wenn ich nur harte Thaler genug habe!“

Indem ich dieses einfältige Gewäsch mit anhören mußte, frug ich mich innerlich, weßhalb dieser Mann eigentlich des Nachts um zwei Uhr in mein Schlafzimmer komme, um mir solche Albernheiten zu sagen, und ich konnte mich nicht enthalten, dies offen auszusprechen:

„Mich will bedünken, daß zu alle dem morgen früh vollkommen Zeit gewesen wäre, und daß Ew. Königl. Hoheit um so geringer Ursache willen nicht nöthig gehabt hät-

ten, den ganzen Apparat eines Liebesabenteuers aufzubieten.“

„Im Gegentheil,“ erwiderte er heftig, „ich will, daß alle Welt Sie für meine Maitresse halte, und da ich weiter Nichts wie den Schein von Ihnen erlangen kann, so will ich diesen Schein wenigstens leuchten lassen.“

Jetzt konnte ich mich nicht mehr des lauten Lachens enthalten, und mein Lachen erweckte ein leises Doppelecho hinter den Courtinen meines Alkovens, wovon der Prinz zum Glück Nichts hörte.

„Wenn dem so ist,“ fuhr ich fort, „so werden Ew. Königl. Hoheit es sich gefallen lassen müssen, meine Thüre in Zukunft stets verschlossen zu finden. Herr von Valentinois könnte vielleicht über diese nächtlichen Besuche nicht sehr erfreut sein, und sogar sich keineswegs geschmeichelt fühlen, daß Sie die Ehre seiner Frau als Bouquet auf den Hut stecken.“

Monsieur zuckte die Achseln.

„Wer kümmert sich denn um Herrn von Valentinois?“ rief er; „Sie gewiß am allerwenigsten, und Ihr theurer Herr Cousin liegt Ihnen bei der ganzen Sache noch viel mehr am Herzen; glauben Sie nur nicht, daß ich das nicht recht gut weiß.“

Im nämlichen Augenblick ward die Thüre von neuem geöffnet und das dicke Vollmondsgesicht des Herrn von Valentinois erschien, aber mit einem so unaussprechlich erbärmlichen Ausdruck, als ob er selbst der auf der That ertappte Sünder sei.

Ich kann es nicht beschreiben, mit welch schallendem

Gelächter er von mir, von Monsieur, und den beiden verborgenen Zeugen empfangen ward; die letzteren konnte Monsieur zum Glücke vor seinem eigenen Lachen nicht hören. Wir waren nicht im Stande auch nur ein Wort zu sprechen.

Mein theurer Herr Gemahl blieb wie angewurzelt zwischen den Thürflügeln stehen, starrte uns mit offenem Munde an, und stammelte endlich mühsam hervor:

„Monsieur? Se. Königl. Hoheit bei Ihnen, und zu dieser Stunde?"

„Und Madame desgleichen," erwiderte die Prinzessin lebhaft, ihren Kopf zwischen den Courtinen meines Bettes hervorstreckend.

Dieser plötzliche und ganz unerwartete Anblick wirkte auf Monsieur, wie das Antlitz der Medusa. Er erinnerte sich dessen, was er so eben gesagt hatte, und stand perplex da — ich habe kein anderes Wort dafür. Noch jetzt muß ich lachen, wenn ich mich der verdutzten Gesichter dieser beiden gestrengen Eheherren erinnere.

Ach! dachte ich bei mir selbst, jetzt fehlt nur noch Einer, um die Komödie vollständig zu machen!

Dieser Eine fehlte aber nicht, wenn er auch, wie mein Bruder, nur eine unsichtbare Rolle spielte. Es ereignete sich nämlich oft, sehr oft, daß Peguilhin irgend eine wichtige geheime Angelegenheit über Tags vergessen hatte mir mitzutheilen, und dann pflegte er stets das Versäumte, oder Vergessene, noch in später Nacht nachzuholen. Blondeau ließ ihn dann gewöhnlich durch ihre Hinterthüre herein und behielt ihn bei sich, wenn irgend

ein Umstand es unmöglich machte, ihn sofort zu mir zu führen. Zu seiner einstweiligen Residenz wählte er sich in solchen Fällen einen gewissen großen Garderobeschrank mit doppelter Rückwand, der wahrscheinlich gleicher Veranlassung, wie meine geheime Alkoventhüre, sein Dasein verdankte.

Gerade an jenem Abende hatte er mir wieder eine dringende Mittheilung zu machen gehabt, und befand sich in eben jenem Schranke, während die anderen Mitspielenden in meinem Schlafzimmer waren.

Ich hatte meine Geistesgegenwart und mein kaltes Blut eben so schnell wie Madame wiedererlangt, während Monsieur und Herr von Valentinois sich immer noch nicht von ihrer Erstarrung erholen konnten.

Madame brach zuerst das Schweigen, indem sie ihrem Gemahl auf eine allerliebst schelmische Weise drohte, und in dem Tone einer sehr gemäßigten Eifersucht hinzufügte:

„Aha! Monsieur, ertappe ich Sie so!"

„Palsambleu, Madame," platzte Monsieur endlich heraus, „wie mich bedünkt, sind wir sammt und sonders auf falschem Wege ertappt, — die Frau Herzogin allein ausgenommen, — und das Beste, was wir unter solchen Umständen thun können, wäre, meiner Ansicht nach, wenn wir sämmtlich als gute Freunde heim gingen und Alles vergäßen. Ich wette, Herr von Valentinois ist derselben Meinung?"

Herr von Valentinois war allerdings nicht dieser Meinung; er sah da etwas vor sich, das er nicht begreifen

konnte, und sein beschränkter, argwöhnischer Geist suchte nach irgend einem Gegenstand, an dem er seine Zähne hätte wetzen können. Er blies sich auf wie ein kollericher Hahn und begnügte sich, statt aller Antwort, mit einer steifen Verbeugung.

Madame lachte, wie eben eine glückliche Frau lacht, die auch Andere glücklich wissen will — wohlverstanden, wenn dieses Glück Anderer dem ihrigen keinen Eintrag thut.

„Herr von Valentinois," sprach sie, „die Frau Herzogin ist diesen Abend Schiedsrichter zwischen Monsieur und mir gewesen; sie hat uns erst einzeln, und dann gemeinschaftlich verhört, um uns versöhnen zu können. Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß das Unrecht auf Monsieurs Seite verblieben ist, so wie Sie, mein Herr, im Begriffe sind, ein Unrecht zu begehen, wie ich an den zornflammenden Blicken erkenne, die Sie auf meine beste Freundin werfen. Wissen Sie wohl, mein Herr, daß Sie in diesem Augenblicke nichts weniger als schön, und, was viel schlimmer ist, höchst ungerecht sind? Werden Sie sich endlich herbeilassen zu lächeln?"

Der Höfling gewann die Oberhand über den eifersüchtigen Gemahl, er schnitt eine lächelnde Grimasse, die seine Physiognomie keineswegs reizender machte, und wir thaten, als ob wir uns sämmtlich damit begnügten. Madame sowohl, wie Monsieur, setzten ihm mit Neckereien aller Art zu. Sie hatte sich halb auf mein Bett gesetzt, fast im Schatten und von den dunklen Falten der Courtinen umrahmt. Sie sprühete von Geist und Bosheit und beugte die beiden stol-

zen Herren der Schöpfung unter ihr niedliches Füßchen. Endlich war sie ihres Triumphes müde und dachte daran, sich zurückzuziehen. Bevor sie das Zimmer verließ, küßte sie mich auf die Stirn und flüsterte mir zu:

„Ich nehme sie Beide mit mir. Morgen," fuhr sie dann laut fort, „morgen beginnen wir unsere Balletproben. Sie werden zufrieden mit mir sein, Monsieur, seien Sie unbesorgt, und eben so die Anderen. Herr von Valentinois, haben Sie die Güte, mich an der kleinen Thüre zu erwarten, ich gehe dort hinaus. Ew. Hoheit werden mich wohl auch begleiten, nicht wahr? Lassen wir unsere Nichterin in Frieden schlafen; ich glaube, sie wird der Ruhe bedürftig sein."

Die beiden gezähmten Bären mußten wohl oder übel folgen.

Ich folgte ihnen mit den Augen und rief noch unter der Thüre Herrn von Valentinois zu:

„Auf morgen, vergessen Sie nicht! Kommen Sie zeitig zu Madame. Ich bin erschöpft und muß schlafen."

Die Thüre war noch kaum verschlossen, als Guiche, trunken vor Freude, aus seinem Verstecke hervorstürzte.

„Ach, Schwester, Schwester! Ich bin der glücklichste Mensch, und Sie der Inbegriff aller Klugheit! Sehen Sie fortan in mir den besten und dankbarsten Ihrer Freunde! Sie liebt mich, sie liebt mich! Es ist nicht mehr daran zu zweifeln!"

„Machen Sie, daß Sie fortkommen und lassen Sie sich von Niemand erblicken, Graf. Sie beginnen da eine sehr kühne Intrigue; seien Sie vorsichtig, sonst stürzen Sie

sich und uns Alle ins Verderben. — Possirlich waren sie aber doch, diese beiden gestrengen Herren!"

Wir fingen von Neuem an zu lachen, und ich mußte ihn am Ende noch mit Gewalt forttreiben. Nachdem die Thüre geschlossen, wendete ich mich wieder dem Alkoven zu. Ich hörte eine leise, flehende Stimme an der geheimen Thüre, eine Hand kam durch die Courtine zum Vorschein, gerade an der Stelle, wo sich Madame vorher versteckt gehalten hätte, und eine bebende Stimme rief: „Endlich!"

---

## Vierzehntes Kapitel.

Am anderen Tage bot der Hof ein seltsames Schauspiel dar. Ich ging zeitig zu Madame hinüber, und als wir zur Morgenpromenade hinabstiegen, strahlte sie vor Freude. Ihr Blick begegnete sogleich dem meines Bruders, und sie ward so purpurroth, daß sie ihr Gesicht hinter dem Fächer verbergen mußte, was nicht unbemerkt blieb.

Wir Alle hatten erwartet, den König wieder in der Nähe der Lavalliere zu sehen, aber zu unserem großen Erstaunen sah er sie gar nicht einmal an. Er näherte sich sehr galant und dienstfertig seiner Schwägerin und blieb an ihrer Seite, so lange wir in den Zimmern waren. Er war heiter, er lachte und scherzte und schien sich aller Sorge und Verstellung entledigt zu haben. Madame fühlte sich dadurch etwas verlegen, sie hatte etwas Anderes erwartet, und der ganze Hof wußte nicht, woran er war.

Guiche blieb wie ein Verzweifelnder im Winkel stehen, und ich selbst frug mich mehrmals, wohin diese Comödie führen solle.

Auch auf der Promenade wich der König nicht von unserer Seite; von den Ehrenfräuleins war gar nicht die Rede.

„Mein Gott, Sire!" sprach Madame, „Sie gehaben sich da bei mir, als ob ich nicht die Frau Monsieurs wäre, und als ob keine Königin-Mutter mehr auf der Welt existire."

Sie hatte leise gesprochen, er aber antwortete mit erhobener, fester Stimme:

„Madame, ich bin froh und glücklich, eine so vollendete Prinzessin zur Schwester zu haben, die meinem Hofe einen solchen Glanz verleiht, und deren Tugend nur von ihrer Schönheit und ihrem Geiste überstrahlt wird."

Die Art und Weise, wie er die beiden Worte Schwester und Tugend betonte, ließen mich einen klaren Blick in seine Karten werfen. Der Bruder wollte die Freundschaft zur Schwester möglichst bemerkbar machen, damit der Liebhaber die Lavalliere desto unbemerkter sehen könne, der Zorn der Königinnen nicht von der Prinzessin auf das bescheidene Mädchen übergehe, und um zugleich der Unzufriedenheit der königlichen Interessentinnen volle Befriedigung zu gewähren. Das Spiel war sehr schlau und geschickt berechnet, es hätte trefflich zu Ende gespielt werden können — wenn nicht die Liebe Unordnung hineingebracht und die Trümpfe escamotirt hätte!

Als wir aus dem Wagen stiegen, gingen wir zur

Probe jenes famosen Ballets, in welchem wir Alle mit tanzen sollten. Gleich Anfangs ergriff Madame meinen Arm und fing an, wie ein ausgelassenes Kind zu scherzen und zu lachen, um denjenigen in unsere Nähe zu locken, den man in der Nähe haben wollte. Ich hatte nicht Zeit gehabt, Guiche von Allem gehörig zu unterrichten, hoffte aber, daß er sich der Klugheit gemäß beherrschen würde, denn meine Stellung bei dem ganzen Spiele war ohnstreitig eine sehr kitzliche.

Guiche kam auch bald zu mir, als habe er sich dringend mit mir zu unterhalten; die Prinzessin nahm zwischen uns Platz, während man das erste Entrée probirte, wobei wir drei Nichts zu thun hatten. Sie scherzte mit meinem Bruder wie eine Frau, die sich ihrer Macht bewußt ist, und nicht übel Lust hat, alle Zurückhaltung von sich zu werfen.

Als Guiche, der so viel nicht bedurft hätte, dies gewahrte, wähnte er sich berechtigt, noch weiter gehen zu dürfen, und einen Augenblick benutzend, wo ich meine Blicke nach Peguilhin umherschweifen ließ, sprach er ohne alle Umstände:

„Würde es Madame nicht zu kühn finden, wenn ich es wagte, eine Frage an Sie zu richten?"

„Das kommt auf die Antwort an, welche auf die Frage folgen soll."

„Die Antwort steht — leider! — ganz in Ew. Königl. Hoheit Belieben. — Etwas hat mich schon oft in Verwunderung gesetzt, nämlich, daß es alle Welt in der Ordnung findet, wenn man die Leute um ihre Gesundheit,

um ihr Befinden, um ihre gute oder schlechte Laune befragt; Niemand nimmt das übel, ja man findet darin eine große Artigkeit, man bedankt sich dafür — und dennoch ist es verboten, sich nach viel Edlerem, Kostbarerem zu erkundigen, nach dem Herzenszustande seiner Freunde, derer, die man abgöttisch liebt, ja sogar der gleichgültigsten Personen. Ist das nicht in der That höchst seltsam, Madame?"

Ich hörte zu, ohne es mir merken zu lassen und errieth sofort, wohinaus mein Herr Bruder mit dieser geschraubten, sophistischen Frage wollte; ich lachte innerlich, denn ich war im Voraus überzeugt, daß Madame dies höchst geistreich und vortrefflich finden würde.

„Aber, mein Herr," antwortete sie mit graziösem Lächeln, „wer wird denn auch die Leute nach ihrem Herzen fragen? Was geht denn mich Ihr Herz, und was geht Sie das meinige an?"

„Ach, Madame!! —"

Und nun folgte ein so gewaltiger Seufzer, als ob dies arme, in Frage gestellte Herz in Gefahr gewesen wäre zu brechen.

„Nun?"

„Ach, Madame!!! —"

„Das ist also Alles? Dies ganze Präambulum hat also keinen Zweck, als mir eine Antwort vorzuseufzen, wie es ein Schüler, der Nichts gelernt hat, seinem Pädagogen gegenüber thut?"

„Ich wage nicht mehr zu sagen, wenn Sie mir verbieten, von Ihrem Herzen zu sprechen."

„Leuten meines Standes ist das Herz oft ein sehr überflüssiges Meubel."

„Wie, Madame, Sie haben kein Herz?"

„Ich sage das nicht, ich sage nur, wir sollten keines haben."

„Nun denn — wie befindet sich das Ihre?"

Die Frage war und klang so possirlich, daß Madame laut lachen mußte — vielleicht auch, um ihre Verlegenheit zu verbergen.

„In der That, Herr von Guiche, Sie sind der würdige Bruder Ihrer Schwester, Sie verstehen es meisterlich, über Alles zu spotten."

„Ew. Hoheit weichen meiner Frage aus."

„Ich weiß schon nicht mehr, was Sie gefragt haben."

„Ich wagte es, mich nach Ihrem Herzen zu erkundigen."

„Das befindet sich vortrefflich."

„Wie! noch Niemand war so glücklich, es zu rühren?"

„Niemand."

„Auch nicht der größte Monarch dieser Erde?"

„Sehen Sie sich vor, mein Herr; Sie stehen auf dem Punkte impertinent zu werden!"

„Ach, Madame! — Ew. Königl. Hoheit haben mich zu Boden geschmettert!"

„Entfernen Sie sich, Graf," sprach Sie, ihren Fächer wie einen Scepter gegen ihn ausstreckend, aber ihm zugleich den huldvollsten Blick zuwerfend; „ich vergebe Ihnen, und gebe Ihnen Ihren Degen zurück."

„Ach, Madame! ich räume Ihnen das Feld, ich fliehe schleunigst, denn ich schwebe in zu großer Gefahr!“

Er entfernte sich in der That und ich mußte ihm ein Zeichen geben, sich wieder zu nähern. Die Prinzessin war bezaubert, sie wollte noch weiter plaudern; ich nahm mir aber die Freiheit, mich ins Gespräch zu mischen, um meinen Herrn Bruder ein wenig im Zaume zu halten. Ich fürchtete, er und sie möchten zu weit gehen. Man sah von allen Seiten auf uns; in den Augen des Gebieters erkannte ich bereits das Leuchten eines aufziehenden Gewitters; die kleine einfältige Lavalliere stand im Winkel und war dem Weinen nahe, wahrscheinlich weil er sich nicht mehr um sie bekümmerte.

Monsieur, der wie gewöhnlich umherflatterte und schwatzte, kam in diesem Augenblick zu uns und lachte Thränen; er wollte uns durchaus ein Geschichtchen erzählen.

„Wir werden es anhören, Monsieur,“ rief die Prinzessin, „wenn es gut ist; außerdem verstopfe ich mir die Ohren. Ihre boshaften Histörchen sind nicht meine Sache.“

„Ein köstlicher Spaß ist es, Sie werden gleich hören. Es handelt sich um die Ehrenfräuleins, immer um die Ehrenfräuleins, aber, wohlverstanden, nicht um die Ihrigen, sondern um die der Königin, worüber ich gar nicht bös bin, denn meine Mutter wird dann wenigstens nicht mehr sagen können, daß nur die Ihren in Laster versinken.“

„Und welche dieser Heiligen der Königin ist es, die man beschuldigt?“

„Mademoiselle de Chemerault, die eben nichts weniger als eine Heilige ist, wie Madame de Navailles nur zu gut

erfahren hat. Sie ist diese Nacht zwischen ein und zwei Uhr in den Corridors spazieren gegangen, trotz der Galans, von denen es um diese Zeit überall wimmelt, die, bis an die Nase in den Mantel gehüllt, zu ihren Schönen schleichen."

„Wie gewisse Leute zu einer gewissen Herzogin, nicht wahr?"

„Es handelt sich hier gar nicht um diese gewissen Leute, sondern um ganz andere. Bussy — den werden Sie mir wenigstens nicht abstreiten wollen? — Bussy also schlich sich längs den Wänden hin, und suchte nach dem Allerheiligsten, wo die Marquise de La Baume ruht, vielleicht auch Madame de Montglat, vielleicht auch —"

„Vielleicht auch eine Dritte, oder auch vielleicht gar Niemand. Der arme Bussy wird sehr verleumdet."

„Ach Madame!" warf mein Bruder ein, „kann man das wohl eine Verleumdung nennen? Bussy würde in Verzweiflung gerathen, wenn er wüßte, auf welche Art Sie ihn vertheidigen."

„Bringen Sie Ihr Geschichtchen zu Ende, wenn ich bitten darf; man wird Sie sogleich zum Entrée rufen."

„Nun denn also," fuhr Monsieur fort, „in dem Augenblicke als der heilige Bussy — da Sie nun einmal alle Welt canonisiren wollen, — im Augenblicke, da Bussy eben durch den allerdunkelsten Corridor schlüpft, gewahrt er die heilige Chemerault, die ihm von der anderen Seite entgegenkommt, nur schwach von einer unter ihrer Mantille verborgenen Laterne erleuchtet, so daß sie Beide fast mit den Nasen zusammenstoßen. Chemerault ist ein Mädchen von vielem Geist und großer Entschlossenheit; sie hofft

nicht erkannt worden zu sein, bläst ihr Lichtlein aus, und will vorbei schlüpfen; der heilige Bussy verrennt ihr aber den Weg, macht ihr eine Reverenz bis zur Erde, und nennt sie bei Namen.

—Mein Herr, stottert sie ganz erschrocken, ich wollte nur — ich suchte —

—Ich verstehe vollkommen, erwidert Bussy mit dem größten Respect; aber, bei Gottes Tod! ich möchte das nicht verloren haben, was Sie suchen."

„Pfui, mein Herr!" rief Madame, „wiederholt man denn dergleichen Dinge!"

Nichts destoweniger lachte sie so laut und ausgelassen darüber, daß alle Welt zu uns herüber sah. Man errieth, daß sie nur den König zu reizen suchte, oder ihm zeigen wollte, daß sie sich Nichts daraus mache, ob er sie beachte oder nicht. Er aber war eben in einem Passepied mit Mademoiselle de Sevigné, seitdem Madame de Grignan und meine vertraute Freundin, vertieft, die eine Nymphe oder eine Najade vorstellte, ich erinnere mich nicht mehr, und das lieblichste Kind von der Welt war. Sie erschien zum ersten Male bei Hofe, und hatte ziemliche Sensation erregt. — —

Diese und ähnliche Scenen zwischen dem Könige, Madame, Monsieur, meinem Bruder und mir erneueten sich fast jeden Tag und, Dank der Gleichgültigkeit des Königs, Madames Leichtsinn, und ich muß hinzufügen, Monsieurs Dummheit, mit jeder gewann mein Bruder mehr und mehr Terrain. Ich mischte mich so wenig wie möglich hinein, theils Peguilhins wegen, welcher fürchtete, in dem Gemenge

könne auch mich ein zufälliger Streich treffen, theils auch des Herrn von Monaco wegen, dem ich mich in diesem Punkte scheinbar fügte, um in allen übrigen desto freiere Hand zu behalten.

Leider aber ward ich wider meinen Willen in dies Intriguengewebe gezogen; ich mußte bald da, bald dort Vertraulichkeiten, Klagen, Ausbrüche der Verzweiflung und des Entzückens, der Eifersucht und der befriedigten Eitelkeit mit anhören, und sah die Katastrophe der Komödie immer näher rücken.

Der König hatte die Gewohnheit angenommen, mit der Lavalliere weder den Tag über, noch bei den Balletproben, noch bei den Tagspromenaden auch nur ein Wort zu sprechen. Erst bei den Abendpromenaden stieg er aus der Kalesche der Prinzessin und blieb neben der der Lavalliere, deren Portiere herabgeschlagen war, und da es dann gewöhnlich schon ganz dunkel war, so konnte er sich nach Gefallen und Bequemlichkeit mit ihr unterhalten.

Alles das machte aber das Verhältniß zwischen Madame und den Königinnen um Nichts besser. Sie hatten, wie man gesehen hat, Monsieur den Kopf ganz verdreht, ihn gereizt, erbittert, so daß er es für eine Ehrensache ansah, daß der König sich in eines der Ehrenfräuleins von Madame verliebt habe. Er ließ ihr nicht Ruhe noch Rast, sie solle und müsse die Lavalliere fortjagen. Madame ihrerseits vergaß eben so oft, welche Rücksichten sie auf Monsieur zu nehmen hatte, so daß die Stimmung von allen Seiten eine immer gereiztere ward.

Es konnte nicht fehlen, daß Guiches wahnsinnige Lei-

denschaft bemerkt ward, und man kann sich denken, welch ein Geschrei darüber entstand. Die Königin-Mutter beeilte sich, Monsieur davon in Kenntniß zu setzen, und dieser fing an, seinem Günstling ein scheeles Gesicht zu machen. Mein theurer Herr Bruder stellte sich mit seiner gewohnten Impertinenz, als bemerke er es gar nicht und mache sich nicht das Mindeste daraus; an meinen Warnungen und Vorstellungen fehlte es wahrlich nicht.

Ja, eines Tages trieb er die Unverschämtheit so weit, Madame bei der Hand zu fassen und Angesichts des ganzen Hofes unter den großen Boulingrin zu führen, um ungestörter mit ihr plaudern zu können. Monsieur, der nur wenige Schritte davon entfernt war, bemerkte es im Augenblick.

Ich sah, daß nun die Explosion erfolgen müsse, und zog mich in meine Zimmer zurück.

Kaum aber war ich zehn Minuten dort, als ich eilige Schritte im Corridor vernahm, die Thüre, ohne vorheriges Kratzen*) aufgestoßen ward, mein Beuder hereinstürmte, seinen Hut auf einen der Tische schleuderte und in einem seiner gewöhnlichen Zornesausbrüche rief:

„Das dulde ich nicht länger! Ich will wissen, woran ich bin, ich will Rechenschaft haben! Verstehen Sie mich, Frau Schwester?"

„Worüber Rechenschaft?" frug ich mit möglichster Ruhe und Gelassenheit, um auch ihn etwas ruhiger zu stimmen.

---

*) Eine französische Hofsitte damaliger Zeit, statt des Anklopfens.

„Worüber? Bei meiner Ehre! Monsieur beliebt Manieren gegen mich anzunehmen, die ich nicht Lust habe zu ertragen. Ich war mit Madame unter dem Boulingrin, da kommt er wie ein zorniger Hahn herzugestiegen, wirft mir zermalmende Blicke zu, nimmt Madames Arm und schleppt sie fort, ohne meinen Gruß zu erwiedern, ohne ihr nur Zeit zu lassen, ihre Rede zu beenden. Ist das ein schickliches Benehmen? Zum Teufel! Wir sind am Ende beide Edelleute!"

„Ich behaupte nicht das Gegentheil, indeß scheinen mir doch einige Umstände obzuwalten, welche Ihnen Unrecht geben. Zunächst ist Madame denn doch Monsieurs Gemahlin und das, sollte ich meinen, verleiht ihm dasselbe Recht, sie für sich zu behalten, als wenn er der niedrigste Bürgersmann wäre; zweitens fließt königliches Blut in seinen Adern, was doch bei Ihnen nicht der Fall ist."

„Und unsere Großmutter Corisandra? Haben Sie diese so ganz vergessen? Wir stammen in demselben Grade von Heinrich IV. ab, wie er; auf die Art und Weise kommt es hier nicht an."

Und in seiner leichtsinnigen Weise wagte er sogar, diesen geistreichen Scherz selbst zu belachen, worin ich keineswegs einstimmte, denn von diesem Augenblicke an war es mir klar, daß er verloren sei.

„Aber sehen Sie denn gar nicht, wohin Sie gerathen? Ums Himmelswillen, Bruder, beharren Sie nicht ferner auf diesem thörigten Eigensinn, der in Ihnen zugleich unser ganzes Haus mit ins Verderben stürzen muß. Mit Klugheit und Vorsicht hätten Sie es weiter bringen können, als

auf so wahnsinnige Weise alle Schranken niederzuwerfen. Der König wird und muß, um tausend Ursachen willen, die Partei seines Bruders nehmen, und das Geringste, was Ihnen daraus erwachsen kann, ist Einkerkerung in die Bastille."

„Und ich sage Ihnen, ich gebe nicht nach!" rief er in neuer Zorneswallung und mit dem Fuße stampfend. „Monsieur ist nur ein jämmerliches Weib, eine mit Bändern und Schleifen aufgeputzte Puppe, die sich das Ansehen giebt, ein Gut vertheidigen zu wollen, das sie für sich weder beanspruchen will noch kann. Bei Gott und allen Heiligen! ich lasse mich nicht beschimpfen, werde daraus, was da wolle!"

„Sie sind verrückt!"

„Eher entführe ich Madame, und fliehe mit ihr nach Amerika!"

„Wieder neue Possen! Madame würde zu sehr ins Gewicht fallen, um mit ihr entfliehen zu können."

„Sie liebt mich, ich weiß es, und sie wird —"

„Still, um Gotteswillen! —"

Ich vernahm abermals eilige Schritte in der Galerie, hörte einen keuchenden Athem sich meiner Thüre nähern, die gewaltsam aufgestoßen ward, und Monsieur stand vor uns, den Hut auf dem Kopfe, die Halskrause in Unordnung, was bei ihm als ein Zeichen allerfurchtbarster Erregtheit gelten konnte, denn seine Toilette ging ihm sonst über Alles; seine Augen blitzten wie zwei Karfunkel.

Guiche sah ihn fest an und wich nicht um ein Haarbreit.

Zum ersten Male in meinem Leben zitterte ich an Händen und Füßen.

„Gehen Sie, mein Herr!" rief der Prinz meinem Bruder zu, seinen Stock nach der Thüre ausstreckend.

„Unsere Vorfahren hätten wenigstens gesagt: Gehen wir!" antwortete Guiche, ohne sich von der Stelle zu rühren.

---

## Funfzehntes Kapitel.

Ich kannte sie Beide genugsam, um vorauszusehen, was kommen könne. Ich befand mich in der tödtlichsten Verlegenheit. Ich getraute mich nicht, Hülfe herbeizurufen, und doch sah ich die schrecklichsten Folgen vor mir. Es ist von jeher mein Schicksal gewesen, mit Leuten ohne Gehirn und Vernunft zu thun zu haben. Ich habe nur zwei Menschen am Hofe gekannt, denen selbst die Gegenwart unseres Allergnädigsten Herrn nicht zu imponiren vermochte, — Herrn von Montespan ausgenommen, der aber geradezu verrückt war, — der Eine war mein Bruder, der Andere mein Geliebter.

Wie gesagt, ich wußte mir nicht zu rathen und zu helfen, ja ich wagte nicht einmal ein Wort zu sprechen, aus Furcht, das Uebel nur ärger zu machen.

Mein Bruder machte mir eine ceremonielle Verbeugung und warf mir ein: „Verlassen Sie uns, Madame!“ zu, das wohl eine Zaghaftere wie mich eingeschüchtert hätte.

Monsieur erwiederte die vorige Ausforderung, indem er Guiche einen Schritt näher trat.

Trotz seiner Schminke, seiner Schönpflästerchen und Bandschleifen, hatte Monsieur doch vielen Muth, sobald es galt.

„Unverschämter!" schrie er wüthend.

„Sehen Sie sich vor, Monsieur!" entgegnete Guiche, bleich wie der Tod; „bedenken Sie, mit wem Sie sprechen!"

„Bedenken Sie das selbst!" rief ich, plötzlich entschlossen, unter jeder Bedingung einzuschreiten und die Sachen nicht zum Aeußersten kommen zu lassen.

„Ich spreche mit Philipp von Bourbon," sagte Guiche, „dem ersten Edelmann des Königreichs, nach dem König; das weiß ich recht wohl, Madame, und verspreche Ihnen, es nicht zu vergessen, versteht sich, so lange Monsieur selbst es nicht vergißt. Sein Ahnherr war ein Bearner, wie der meinige, und mehr wie einmal haben die Fürsten der Häuser von Navarra und von Bidache Bett und Tisch mit einander getheilt. Möge Monsieur dies wohl im Gedächtniß behalten."

Nie sah ich einen stolzeren Ausdruck, als den des Grafen von Guiche, indem er diese Worte sprach, und obwohl ich zitterte und bebte, fühle ich doch, daß ich im selben Augenblick stolz auf ihn war. Uebrigens ließen sich dergleichen Dinge allenfalls noch sagen, bevor der Cardinal Richelieu alle Stirnen nivellirt hatte, um nur die eine gekrönte über sie alle emporragen zu lassen; unter einem Ludwig XIV. jedoch war eine solche Sprache geradezu wahnsinnige Vermessenheit.

Allein mein Bruder hatte, zu meiner eigenen Verwunderung, dennoch seinen Zweck erreicht, Monsieur einzuschüchtern, nicht aus wirklicher Feigheit, sondern in Folge der Herrschaft, die sein schwacher Charakter seinen Günstlingen selbst eingeräumt hatte. Nachdem die erste Aufwallung verraucht war, unterwarf er sich dem selbst aufgebürdeten Tyrannen. Wir haben noch weit Schlimmeres zur Zeit des Chevaliers von Lothringen erlebt!

Inzwischen verlieh ihm die Erinnerung an die erlittenen Beleidigungen doch immer noch einen Anschein von Muth und Würde. Er trat einige Schritte vor, — denn bis dahin war er in der Nähe der Thüre geblieben, — noch vom Zorne geröthet, und sprach im Tone tiefer Bekränkung:

„Ich hatte Sie für meinen Freund gehalten, Herr von Guiche.“

„Zuverlässig war ich dies auch, und habe es mir stets zur Ehre gerechnet.“

„Warum also erlauben Sie sich, nach Dem zu streben, was mein ausschließliches Besitzthum ist? Warum also Madame den Lästerungen unverschämter Zungen preisgeben? Mußte Ihnen meine Gemahlin nicht ein Heiligthum sein?“

„Ich weiß nicht, was Monsieur damit sagen wollen.“

„Sie wagen es, Ihren Blick bis zu Madame zu erheben! — Leugnen Sie nicht, denn ich weiß es!“

„Das ist falsch; aber wäre dem auch so, — so wären wir quitt.“

„Wie das, wenn's beliebt?“

„Monsieur geruhen, meine hier gegenwärtige Schwester

fast öffentlich zu prostituiren, und bei aller Ehrfurcht vor dem königlichen Geblüte, muß ich doch bemerken, daß die Ehre der Häuser Gramont und Grimaldi nicht weniger empfindlich ist, als die eines königlichen Hauses."

Ich war keines Wortes mächtig vor Erstaunen; Monsieur zögerte jedoch keinen Augenblick mit der Erwiderung und sprach höchst achtungsvoll zu mir gewendet:

„Ich bitte Sie, zu glauben, Frau Herzogin, daß ich Ihrem Herrn Bruder niemals das Recht verliehen habe, so zu sprechen."

„Das können Ew. Hoheit auch nicht, das kann selbst der König nicht; dies Recht verleiht mir allein die Sorge für die Ehre meines Hauses, und ich bediene mich seiner. Ich habe meine Pflicht gegen Madame nie aus den Augen gesetzt, und kann es daher nicht dulden, ungerecht beschuldigt zu werden, und von nun an, das werden Ew. Hoheit selbst einsehen, ist Alles zwischen uns aus. Die Freundschaft, auf die Sie sich so eben beriefen, kann ohne Vertrauen nicht bestehen, und Sie werden es daher nur in der Ordnung finden, daß ich mich von Ihnen zurückziehe und ferner nicht mehr Ihr Diener sei."

„Hat man jemals eine solche Dreistigkeit gesehen? Er giebt mir förmlich meinen Abschied."

„Wenn Ew. Königl. Hoheit es durchaus so verstehen wollen — ich nehme mein Wort niemals zurück."

„Ich bitte, Monsieur —" stammelte ich in höchster Verlegenheit.

„Es ist gut, Madame, es ist gut," unterbrach mich Monsieur mit bewegter und zitternder Stimme; „der Herr

Graf von Guiche ist ein Undankbarer, man hat es mir oft gesagt, allein ich wollte es immer noch nicht glauben. Ich weiß nun, was ich zu thun habe. Was Sie betrifft, Frau Herzogin, so ist es ja nicht Ihre Schuld, und Sie brauchen sich daher durchaus keine Sorge zu machen. Leben Sie wohl."

Er zog seinen Hut so tief ab, daß die Federn den Fußboden kehrten und verließ das Zimmer, ohne seinen ehemaligen Günstling eines Blickes zu würdigen, der — Gott verzeihe mir, nicht einmal die Augen niederschlug.

„Da haben Sie ein sauberes Werk angerichtet, Herr Bruder," sprach ich zu ihm, sobald wir allein waren; „Sie können sich immer darauf gefaßt machen, diese Nacht nicht in Ihrem Bett zuzubringen. Fliehen Sie vor allen Dingen; wir werden versuchen, den Sturm zu beschwören."

„Ich, fliehen? Was fällt Ihnen ein? Ich gehe geraden Weges zu Madame, die mich zur Balletprobe erwartet."

„Nochmals, Sie sind von Sinnen!"

„Ich beuge das Haupt nicht, Schwester, unter keiner Bedingung. Dieses Spielzeug von einem Prinzen hat mich beschimpft, und ich weiß in der That nicht, was mich abgehalten hat, ihm den Handschuh ins Gesicht zu werfen."

„Und ich weiß in der That nicht mehr, was ich von Ihnen denken soll! Warten Sie wenigstens so lange, bis chi nachgesehen, mich erkundigt habe — bis ich weiß, ob Sie sicher sind."

„Ich wiederhole Ihnen, ich lasse mich nicht wie einen Laquai behandeln! Madame liebt mich, ich kann nicht mehr

daran zweifeln und will mich ihrer würdig beweisen; sie soll sich ihrer Wahl nicht zu schämen haben."

Ich brachte wohl noch eine Stunde damit zu, ihm Vernunft zu predigen, ihn zu beruhigen und endlich gar, ihn zu trösten; er lachte, er weinte, bald triumphirte er, bald überließ er sich wieder einer kindischen Verzweiflung, wie es nun einmal seine Gewohnheit war. Außer jenem Augenblick, wo er dem Prinzen gegenübergestanden hatte, zeigte er sich wieder ganz in seiner affektirten Weise. Ich brachte ihn doch endlich dahin, mich zu Madame vorausgehen zu lassen, und das war ein großes Glück für ihn; ohne diese Vorsicht würde er dem in höchste Wuth versetzten Könige gerade in den Wurf gekommen sein; er wäre im Stande gewesen diesem, wie dessen Bruder, ins Gesicht zu sagen, daß Ludwig von Bourbon eben nichts Besseres sei, wie der Graf von Guiche, und würde seinen Kopf aufs Schaffot gebracht haben.

Bei dieser Gelegenheit fällt mir eines der Geschichtchen meines Vaters ein, das ich mir nicht versagen kann, hierher zu setzen.

Zu den Zeiten der Fronde hatte es sich ein spanischer Edelmann, einer unserer Anverwandten, in den Kopf gesetzt, die kleine Stadt Pau, die es mit dem Könige hielt, zu revoltiren. Zu diesem Zwecke hatte er sich eines ehrsamen Bürgers, der bei seinen Korporationen ungemein beliebt war, bedient, und dieser hatte die Sache so ernsthaft genommen, daß er sich schwer compromittirte.

Mein Großvater verstand eben keinen Spas, wie man weiß, ließ den armen Bürgersmann festnehmen und kurz

und klein an den Galgen hängen, um die Ruhe in seiner Provinz wiederherzustellen. Man machte dem Spanier, der so pfiffig gewesen war, einen anderen Hals statt des seinen in die Schlinge zu bringen, später oft Vorwürfe darüber.

„Sie sind es, der den armen Mann an den Galgen gebracht hat," sagte mein Vater zu ihm; „Sie haben seinen Tod auf dem Gewissen."

„Ach was! Er war ja schon so alt, er wäre seitdem doch gestorben!"

Mein armer Bruder wäre seitdem auch gestorben. Aber gleichviel, ich hatte ihn doch wenigstens vom Block gerettet.

Madame war in Folge des ärgerlichen Auftritts unterm Boulingrin unwohl geworden; sie hütete das Zimmer und hatte Befehl gegeben, Niemand als die beim Ballet Betheiligten vorzulassen. Da Guiche mit unter diese Zahl gehörte, war er also nicht ausgeschlossen.

Als ich mich durch die inneren Gemächer zu Madame begab, trat der König zugleich mit mir ein; Se. Majestät war furchtbar ernst, runzelte die Stirn als er mich sah, und sagte zu Madame, daß er sie allein zu finden geglaubt habe.

Ich machte eine tiefe Verbeugung und wollte mich, im höchsten Grade besorgt, wieder entfernen, als Madame mich zurückrief:

„Bleiben Sie, Frau Herzogin; der König hat mir nichts Geheimes mitzutheilen."

„Entschuldigen Sie, Madame, dies ist allerdings der Fall," sprach der König mit drohendem Tone; „nichts

desto weniger kann Madame de Valentinois dableiben, denn sie weiß so gut wie Sie und ich, was vorgefallen ist. Ich bin sehr, sehr unzufrieden mit dem Grafen von Guiche; er hat sich Freiheiten herausgenommen, die ich durchaus nicht dulden werde, und ohne meine alte Freundschaft für den Marschall, noch von meiner Kindheit her, würde ich ihn auf eine Weise züchtigen, die ihm dergleichen für alle Zeiten vertreiben sollte."

„Mein Himmel, Sire! Was ist denn so Schreckliches vorgefallen? Etwa jene alberne Geschichte vom Boulingrin? Ich glaube, sie wird bald eben so viel Lärmen verursachen, wie jene der Königin-Mutter mit dem Herzoge von Buckingham, im Garten von Amiens, beim Mondenscheine!"

„Madame!" rief der König mit zorniger Stimme.

Unser Sire konnte durchaus keine Anspielung auf die Königin-Mutter dulden, und Nichts versetzte ihn mehr in Wuth, als wenn man es wagte, diese irgend einer Galanterie zu beschuldigen.

„In Wahrheit, Sire," fuhr Madame fort, ohne sich einschüchtern zu lassen, „man verfolgt mich auch mit allzugroßer Gehässigkeit, so daß es Sie nicht in Verwunderung setzen kann, wenn ich endlich die Geduld verliere. Die Königin-Mutter will mich durchaus stürzen, sie läßt sich bis zu Verleumdungen herab, sie dichtet mir Worte und Handlungen an, deren ich unfähig bin, ohne zu bedenken, daß auch sie einst vom Stachel der Verleumdung getroffen worden ist, daß auch sie einst Freude daran fand, zu gefallen, bewundert zu werden, als sie noch jung war, wie ich, und

schöner, wie ich, ohne darum schuldiger gewesen zu sein, wie ich!"

Der König biß die Lippen zusammen um an sich zu halten; er empfand eine so wahre Zuneigung für seine Schwägerin, als er deren überhaupt fähig war. Ich werde am Schlusse dieser Blätter meine aufrichtige Meinung über den König sagen, denn ich fürchte, die Nachwelt wird ihn schlecht beurtheilen. Er ist ja so von Schmeichlern umgeben! Genug, bei dieser Gelegenheit wußte er seinen Unwillen zu bekämpfen, trat mit Madame in ein Fenster und setzte ihr so ruhig wie möglich auseinander, was zwischen Monsieur und dem Grafen von Guiche vorgefallen war. Ich sah sie erbleichen; sie hatte Furcht.

„Sie begreifen also, Madame," schloß er seine Vermahnung, „daß Sie, weit entfernt, *nur* die Tänzer des Ballets diesen Morgen bei sich zu empfangen, im Gegentheil *gerade diese* abweisen müssen. Monsieur wird vermuthlich bald hier erscheinen, und dergleichen Auftritte dürfen sich durchaus nicht wiederholen. Ich habe den Marschall von Gramont gebeten, seinen Sohn zu holen, ihn nach Paris zu schicken und ihm in meinem Namen die Rückkehr nach Fontainebleau zu untersagen, so lange der Hof da sein wird. Er mag froh sein, so wohlfeilen Kaufs davonzukommen, und es sich für die Zukunft gesagt sein lassen."

Nun, dachte ich, die Lavalliere ist im Grunde doch ein gutherziges Geschöpf; sie hat nicht geplaudert. Die Gelegenheit war zu günstig, und wenn sie sich hätte rächen

wollen, würden wir noch ganz andere Dinge erlebt haben.

Ich machte nicht einmal den Versuch, Guiche zu vertheidigen, und Madame noch weniger; ja ich mußte es unserem Herrn und Gebieter noch im Herzen Dank wissen, daß er ihn nicht härter gezüchtigt.

Sobald ich mich losmachen konnte, eilte ich in meine Zimmer zurück; ich fand daselbst zwei Briefe des armen Verbannten vor, einen für mich, und einen für Madame. Diesen letzteren gab ich zu gelegener Zeit ab; die Prinzessin war sichtlich ergriffen als ich ihn ihr gab, und trug mir eine mündliche Antwort auf, die ich auszurichten versprach, aber auch zugleich erklärte, daß ich mich fortan durchaus nicht mehr in diese Sache mischen werde.

Das famose Ballet ward ohne den armen Grafen getanzt, war aber nichts destoweniger eines der glänzendsten und unterhaltendsten, die ich je erlebt habe, theils durch den Ort der Aufführung, am Ufer des großen Teiches, theils durch den glücklichen Einfall, den man gehabt hatte, ein vollständiges bewegliches Theater am Ende einer Allee zu errichten und es mit allen Decorationen, Maschinerien und Tänzern, während diese ihr Entrée auf demselben ausführten, ganz allmählich vorrücken zu lassen.

Am Morgen der Aufführung, als wir eben unsere Charakterkleidung anprobirten, meldete ein Laquai Blondeau, daß Einer von der blauen Livree mit einem Billet für Madame da sei, das er nur mir selbst übergeben dürfe, und das sehr dringend sei.

Obgleich ich noch im Peignoir war, befahl ich doch, daß man den Menschen hereinführe, nahm ihm, ohne ihn anzusehen, das Billet ab, und las folgende drei Zeilen:

„Schwester, wenn Sie es verhüten wollen, daß ich „mich wegen irgend eines verzweiflungsvollen Streiches „verhaften lasse, so verschaffen Sie mir schleunigst eine Un„terredung mit Madame."

Ich wendete mich erschrocken um — Guiche war es selbst!

„Blondeau, ums Himmels willen! schließe die Thüren, damit keine Seele hereinkomme; das ist eine Extravaganz, die ihn vollends ins Verderben stürzen muß. Hat man je solche Tollheit gesehen!"

Er fing an laut zu lachen und vermaß sich hoch und theuer, daß selbst der Teufel ihn nicht erkennen sollte. In der That war seine Verkleidung ausgezeichnet gelungen.

„Lassen Sie es sich gesagt sein, Frau Herzogin," sprach er endlich, „und ich gebe Ihnen mein heiliges Ehrenwort darauf, daß es mein vollkommener Ernst ist; wenn ich binnen hier und einer Stunde Madame nicht gesprochen habe, so lege ich ganz ruhig mein Ballet-Costüm an, gehe aufs Theater, nehme meine Stelle ein und jage diesen Gecken von Dampierre, dem man sie übertragen hat, zu allen Teufeln."

Ich zitterte über und über, denn ich wußte, er war wahnsinnig genug seine Drohung auszuführen. Weder Bitten, noch Vorstellungen und Drohungen vermochten etwas

über diesen verschrobenen Kopf, es blieb mir am Ende nichts übrig, als mich seinem Willen zu fügen.

An sich selbst war die Sache weder sehr schwierig noch gefährlich. Ich konnte über einen ganz dunklen Dienstcorridor in Madames Zimmer gelangen, in welchem sowohl die blaue Livree als die andere Schloßdienerschaft fortwährend hin und herlief, ohne daß man auf sie achtete; weder Monsieur noch irgend einer der Cavaliere kam dahin, und seit der Geschichte mit Bussy und der Chemerault, vermieden ihn selbst die Ehrenfräuleins.

Ich ging also voran und er folgte mir bis an die Thüre des Toilettenkabinets, in welchem sich die Prinzessin eben mit ihren Kammerfrauen allein befand. Ich flüsterte ihr ins Ohr, sie unter irgend einem Vorwande einen Augenblick hinauszuschicken, und nachdem ich selbst den Riegel an der Thüre vorgeschoben hatte, durch welche Monsieur zuweilen hereinzukommen pflegte, warf ich mich ihr zu Füßen und entdeckte ihr was vorgefallen sei.

Nach einigen etwas hervorgesuchten Bedenklichkeiten erlaubte sie endlich, daß ich den Galan hereinlassen dürfte.

„Wir werden ihn gehörig ausschelten," sprach sie in nicht sehr erzürntem Tone, „daß ihm die Lust zu solchen Streichen für alle Zeit vergehen soll. Es ist dies eine unerhörte Unvorsichtigkeit, die man nicht billigen kann."

Ich öffnete die Thüre des Corridors und Guiche stürzte seiner Angebeteten zu Füssen.

Trotzdem ich mich nicht von ihnen entfernte, wäre ich doch in großer Verlegenheit, wenn ich sagen sollte, was sie

sich alles vorgeschwatzt haben. Guiche verwickelte sich in einen Wortschwall ohne Ende, seine Augen drehten sich im Kopfe herum wie die Feuerräder. Sobald der arme Junge von seiner Liebe sprach, verlor er gewöhnlich, vor lauter Bestreben sich im günstigen Lichte zeigen zu wollen, alle errungenen Vortheile wieder. Sie machten die unsinnigsten Pläne; Madame war eben so verrückt wie er, und das nannten diese Leutchen Liebe!

Als ich sie endlich beschwor, der Sache ein Ende zu machen, spotteten sie mich Beide aus.

„Meine Schwester fürchtet sich vor jeder Mücke," sagte Guiche.

„Sie ist zu verliebt in Monsieur, um uns zu begünstigen," fuhr die Prinzessin lachend fort, „sie ist in seinem Namen eifersüchtig. Glauben Sie nur aber ja nicht etwa, daß ich diesen schmachtenden Grafen liebe. Ich bin nur erfreut, Monsieur einen Streich spielen zu können, gerade das zu thun, was er mir verbietet. Und gar der König! Ja, ich will den Grafen sehen, ich werde ihn sehen, ihnen allen zum Trotz, um ihnen zu zeigen, daß ich mächtiger bin wie sie."

„Madame, ich beschwöre Sie! — Es ist schon spät, Sie werden nicht bereit sein — man wird Sie aufsuchen, und wenn man ahnete —"

„Wer auf der Welt sollte es wagen in mein Zimmer zu dringen, wenn ich mich eingeschlossen habe? Ja, selbst Monsieur —"

Und als ob ihre Worte Lügen gestraft werden sollten, ward im nämlichen Augenblick an die Thüre geklopft und die Stimme Sr. Königl. Hoheit ließ sich vernehmen:

„Oeffnen Sie, Madame, öffnen Sie! Ich weiß, wer da ist, und will ihn durchaus sehen!“

---

## Sechzehntes Kapitel.

Wir sahen uns alle Drei starr vor Schrecken an.

Ich erlangte meine Geistesgegenwart zuerst wieder, ergriff meinen Bruder am Arme und wollte ihn in den Corridor hinausziehen. Er widersetzte sich.

„Nein," sprach er entschlossen, „ich fliehe nicht vor ihm; ich kann und werde Madame nicht allein seiner Wuth preisgeben."

„Oeffnen Sie, so öffnen Sie doch!" schrie Monsieur.

„Um Gotteswillen, Graf, entfliehen Sie," stammelte Madame in höchster Angst, „oder es ist um uns Alle geschehen."

„Sie wollen es?"

„Ja, ich will es, ich befehle es, ich flehe darum! Gehen Sie, gehen Sie! Führen Sie ihn fort, Frau Herzogin!"

„Nun denn, ich gehorche; aber ich gehe nicht weit, und wenn er es wagen sollte —"

Ich drängte ihn zur Thüre hinaus in den Corridor, machte leise hinter ihm zu, schob den Riegel vor, und plötzlich, wieder ganz Herrin meiner selbst, ging ich an die andere Thüre, um mit Monsieur zu parlamentiren.

„Was wollen Sie, großmächtigster Prinz?" frug ich spöttisch.

„Das sollen Sie schon erfahren, sobald ich im Zimmer bin; ich weiß, daß Sie da sind; öffnen Sie schnell."

„Mit nichten, gestrenger Herr," sprach ich lachend.

„Warum?"

„Niemand soll Madame erblicken, bis sie im vollen Costüm ist; also zügeln Sie Ihre Neugierde."

Ich wollte nur vor allen Dingen Madame Zeit verschaffen, sich wieder zu erholen, und in der That kehrte auch schon Leben und Farbe auf ihre Wangen zurück.

„Aber, zum Tausend!" wüthete Monsieur fort, „ich will es, ich will es durchaus, also öffnen Sie, oder —"

„Nein, nein, und abermals nein!"

„Ich lasse die Thüre einbrechen!"

Ich lachte laut auf.

„Versuchen Sie es nur."

„Sie wollen nicht?"

„Ich habe schon gesagt: Nein!"

„So soll Madame es selbst erklären."

Die Prinzessin preßte in ihren höchsten Tönen hervor: „Nein, nein, nein! ich will es nicht!"

Wir lauschten ein Weilchen, — Alles war wieder still geworden. Wir glaubten nun Alles überstanden zu haben, und ich eilte schon an die andere Thüre, um unseres Herrn

Leichtsinn zu überwachen, als sich plötzlich die Stimme des Prinzen von eben dieser Seite her vernehmen ließ. Die Gefahr hatte jetzt erst ihren Gipfelpunkt erreicht, und wir wußten uns in der That nicht mehr zu rathen und zu helfen; wir ergaben uns in unser Schicksal.

„Was hast Du hier an dieser Thüre zu suchen, impertinenter Schlingel?“ polterte der Prinz. „Wer hat Dir erlaubt, Dich den Zimmern Madame's zu nähern? Augenblicklich mache, daß Du fortkommst, oder ich will Dich lehren, den Kammermädchen nachzuschleichen, Du Laffe!“

Ich errieth Alles: von der Dunkelheit und der Verkleidung meines Bruders getäuscht, hielt ihn Monsieur für einen der blauen Laquaien auf Liebeswegen; es würde mich nicht verwundert haben, wenn er ihm unter solchen Umständen einen Fußtritt versetzt hätte, was der kitzliche Cavalier zuverlässig nicht geduldet haben würde. Es war demnach keine Secunde Zeit zu verlieren, und ich öffnete rasch.

„Ah, Sie sind nun auf dieser Seite, Monsieur? Es ist also nicht möglich, Ihnen zu entfliehen, Sie entdecken Alles. Nun so treten Sie denn ein, die Garnison ist bereit, sich dem gestrengen Herrn und Gebieter zu ergeben!“

Ich machte eine spöttische Verbeugung, und trotz dem ich eine wahre Todesangst ausstand, hatte ich doch meine heiterste Physiognomie hervorgesucht.

„Was ist denn das für ein Bengel, Madame?“ frug der Prinz, auf Guiche zeigend, der unbeweglich im Dunkeln stand.

„Wo? wer? ah, dieser Mensch?“ erwiderte ich. „Das ist ein ehemaliger Diener des Herrn von Cerdan,

dem ich eine Anstellung bei den blauen Laquaien geschafft habe. Er ist mir mit einigen Costümgegenständen für Madame hierher gefolgt, und erwartete ohne Zweifel noch meine Befehle. — Es ist gut, mein Sohn, wir bedürfen Deiner nicht mehr. Kehre jetzt in mein Zimmer zurück, laß Dir von Blondeau das Kästchen geben, das ich Dir gezeigt habe, und trage es so schnell wie möglich zum Herrn Marschall von Gramont Eine Antwort ist nicht nöthig, also geh. — Entschuldigen Sie, Monsieur, es ist ein grundehrlicher Junge, aber die liebe Einfalt in Person. Treten Ew. Hoheit näher."

Monsieur blieb stehen und sah dem langsam fortgehenden Grafen nach, als ob er noch irgend einen Argwohn hege. Es war ein fürchterlicher Augenblick für mich. Etwa in der Mitte des Ganges warf ein kleines Oberfensterchen ein grelles Licht herein und beleuchtete Guiche, als er darunter wegging, von Kopf zu Füßen. Wie leicht konnte ihn Monsieur bei seinem erregten Mißtrauen erkennen! — Seine Geistesgegenwart rettete uns: gerade an der gefährlichsten Stelle bückte sich mein Bruder, hob äußerst sorgfältig eine Stecknadel auf, steckte sie in seinen Aermel und trollte dann, sich nach Laquaienart die Locken drehend, weiter. Dieser treffende Charakterzug und diese Ruhe verbannten jeden Argwohn, den der Prinz etwa noch gehegt hatte, und befreite uns von dieser letzten und größten Furcht.

Der Prinz trat vor mir ins Zimmer und näherte sich Madame, die minaudirend und halb frisirt vor dem Spiegel saß.

„Wie? noch nicht weiter mit Ihrer Toilette? Man wird Sie erwarten, und das ist mir außerordentlich lieb; es wird den König hoffentlich von seiner Wuth heilen, Sie überall hinzustellen, wo Sie nicht stehen sollen.“

„Wie so?“

„Ich bin absichtlich hierher gekommen, um Ihnen meine Meinung ganz unumwunden mitzutheilen. Sie werden fernerhin nicht mehr in den Ballets mittanzen.“

„Ich werde tanzen, denn es macht mir vieles Vergnügen.“

„Und Sie werden nicht mehr tanzen, sage ich Ihnen. Tanzt denn die Königin?“

„Nein, wahrhaftig nicht, die arme Königin! — obgleich sie vor Begierde danach stirbt; aber der König will es nicht.“

„Warum also wollen Sie etwas voraus haben? Warum wollen Sie sich auf dem Theater exponiren, wie die Histrionen?“

„Aber thut es nicht der König, und Mademoiselle, und so viele andere Prinzessinnen, und endlich gar, Sie selbst?“

„Von allen Diesen ist hier nicht die Rede, sondern lediglich von Ihnen. Die Königin-Mutter hat mir darüber die Augen geöffnet: der König will den Abstand zwischen der Königin und Ihnen in allen Dingen bemerkbar machen; er läßt Sie tanzen, um Sie zu belustigen, er vermischt Sie mit allen übrigen Damen seines Hofstaates, er läßt Ihnen keine Auszeichnung mehr — genug, es ist ein absichtliches Spiel, um Sie zu demüthigen.“

„Aber, Monsieur —"

„Sie werden nicht mehr tanzen, sage ich Ihnen."

„Aber bedenken Sie doch —"

Und so ging es über eine halbe Stunde fort, und ich sah es schon kommen, daß er uns einsperren würde. Hinter dem Allen erkannte ich nur zu deutlich eine neue Machination der Königin-Mutter, um den König und Madame gänzlich auseinander zu bringen; ihre Eifersucht und ihr Haß konnten sich nicht mit Wenigerem begnügen. Indem sie Monsieur zu ihrem Werkzeuge machte, führte sie ihre Streiche viel sicherer, denn sie verlieh ihnen auf diese Art doch einen Schein des Rechtes. Philipp glaubte seiner Mutter blindlings, wie einem Orakel; Nichts vermochte ihre Macht über ihn zu erschüttern, als ihr Tod.

Durch vieles Bitten erlangten wir endlich die Erlaubniß, wenigstens dieses Ballet nicht zu stören, aber nur unter der Bedingung, daß es das letzte Mal sei. Madame versprach es, und so viel ich mich erinnere, hat sie auch Wort gehalten. Seit jener Zeit hat so Vieles und so Verschiedenes auf mich eingestürmt, daß mir diese Dinge nicht mehr recht erinnerlich sind.

Um dieselbe Zeit war es, wo der Hof Fontainebleau verließ, und der arme Herr Fouquet sein berühmtes Fest gab. Madame war dabei gegenwärtig und — wie natürlich — wir Anderen auch. Der Graf von Guiche hatte die Erlaubniß erlangt, ebenfalls dabei erscheinen zu dürfen, was ihn in das höchste Entzücken versetzte. Er trug die elegantesten Kleider, die man nur sehen konnte, und Pe-

guilhin zeichnete sich nicht weniger vortheilhaft aus. Neben ihnen war noch einer der hervorragendsten mein zweiter Anbeter, der Graf von Charny, den man scherzweise den Sohn Louisons nannte.

Er nahm indessen dergleichen Scherze stets sehr mißliebig auf und zog alle Augenblicke einmal deshalb den Degen. Ja er hatte sogar wegen dieser Sache ein Duell in Vaulx, das sehr viel Aufsehen erregte, und in das sich Mademoiselle mischte. Ich war leider die eigentliche Ursache davon, und Louison nur der Vorwand. Er hatte einen wüthenden Haß auf einen Grafen von Medina geworfen, einen wunderschönen Mann, der sich überall an meine Fersen heftete. Dieser Medina hatte einst, als sie in Gesellschaft vieler anderer Edelleute bei einer Spielpartie waren, das Unglück, ihn den Sohn Louisons zu nennen. Es kostete dem armen Manne ein Auge, das Charny sehr geschickt auf seinen Degen spießte.

Es war dies eine sehr ruhige und glückliche Periode meines Lebens; ich wußte freilich nicht, welch ein Gewitter sich bereits über meinem Haupte zusammenzuziehen begann.

Ich war guter Hoffnung, und sämmtliche Glieder des Hauses Grimaldi waren dahin übereingekommen, daß ich meine Niederkunft in Monaco halten sollte, um die Unterthanen durch den Anblick ihres dereinstigen Beherrschers zu beglücken. Mir sagte man natürlich kein Wörtchen und ich hatte auch nicht die entfernteste Ahnung davon; ich hielt mich in meiner Stellung als Oberhofmeisterin für vollkommen geborgen und gegen jeden Unfall gesichert. Um mich selbst mehr zu schonen, zog ich mich von den Intriguen

meines Bruders zurück, that als kümmere ich mich gar nicht mehr darum und hielt meine Hände ganz aus dem Spiele. Peguilhin war besonders sehr erfreut darüber; nie hatte er mich zärtlicher geliebt, er beschäftigte sich nur mit mir, lebte nur für mich. Ich war sehr glücklich.

Die Geschichte von dem Fouquetschen Feste und ihre Folgen sind allbekannt. Fouquet wäre, wie man weiß, beinahe in Vaulx, seinem eigenem Besitzthum, verhaftet worden, wenn nicht die Königin-Mutter, die ihn doch auf Anstiften der Madame Chevreuse selbst stürzte, vom Könige erlangt hätte, daß er nicht dadurch die Rücksicht gegen seine eigene Würde aus den Augen setze, und ihn erst in Nantes verhaften ließ, wohin sich der Hof begab.*) Madame de Chevreuse hatte insgeheim einen Edelmann, Namens de Laigues geheirathet, weil niemand Anderes sie mehr haben wollte. Dieser Edelmann war es, der den Intendanten besonders haßte und seinen Sturz betrieben hatte. Madame erfuhr es erst, als es bereits öffentlich geworden war.

Es war also die Rede davon, daß wir alle nach Nan-

---

*) Fouquet, Intendant der Finanzen, hatte den König und den ganzen Hof als seine Gäste zu sich geladen und erregte durch seine Feste, die an Glanz und Aufwand selbst die von Fontainebleau und Versailles übertrafen, das Mißfallen des stolzen Monarchen, wodurch sein Sturz endlich herbeigeführt ward.

tes gehen würden; ich war eben dabei, meine Anstalten zur Abreise zu treffen, als mein Vater des Morgens bei mir eintrat und einige Zeit, wie er es in der Gewohnheit hatte, in meinen Koffern, unter meinen Kleidern und meinem Putze schweigend herumstöberte.

„Das sind Alles ganz herrliche Siebensächelchen," hob er endlich an, „leider aber werden sie nicht dort glänzen, wo Sie jetzt meinen."

„Wie so?"

„Sie packen diese Kleider ein, um dem Hofe zu folgen, meine arme Tochter, aber Sie werden ihm nicht folgen."

„Wer will es hindern?"

„Die Herren Grimaldis."

„Ei, gehen Sie doch!"

„Im vollen Ernste, meine liebe Herzogin; alle Anstalten sind getroffen, und ob Sie es wollen oder nicht wollen, gleichviel, ehe acht Tage vergehen, werden Sie sich auf der Reise nach Monaco befinden."

Ich blieb starr vor Erstaunen, ein Gefühl der Furcht durchrieselte mich. Indeß, da es eben nicht in meinem Charakter liegt, mich dergleichen Gefühlen lange hinzugeben, raffte ich mich empor und frug den Marschall mit aufwallendem Zorn:

„Und das werden Sie zugeben, Herr Marschall?"

„Die Herren von Monaco, Vater und Sohn, haben sich deshalb sofort schriftlich an den König selbst gewendet, der mir es gestern Abend beim Schlafengehen mittheilte. Auch Monsieur hat bereits seine Einwilligung dazu gegeben,

so daß uns weiter Nichts mehr zu thun bleibt, als zu gehorchen."

„Nun denn, ich werde nicht gehorchen, ich werde nicht abreisen!"

„Sie werden abreisen, meine Tochter."

„Sie selbst hatten mir ja versprochen —"

„Daß Sie nicht in Monaco leben und bleiben würden, und das verspreche ich Ihnen auch jetzt noch; aber gegen dieses erste, dieses einzige Mal kann ich Sie nicht schützen. Sie müssen hingehen. Bleiben Sie so kurze Zeit wie möglich, kommen Sie wieder zurück und ich bürge Ihnen dafür, sie sollen nicht wieder dorthin gehen müssen. Was zum Teufel! man muß denn doch auch vernünftig sein, und nicht das Unmögliche verlangen!"

„Ich werde mich dem Könige zu Füßen werfen!"

„Da würden Sie eine vergebliche Albernheit begehen."

„Ach! mein Vater, ich werde es nicht überleben!"

„Doch, doch, meine Tochter; Sie sind ja noch so jung. Sie werden schöner noch wie je zurückkommen, Sie werden Ihre Pflicht gegen das Haus Ihres Gemahls erfüllt haben und dann hier herrschen, ohne daß man Sie aufs Neue quälen wird."

Ich konnte mich des Weinens nicht enthalten, worauf indeß mein Vater nicht die mindeste Rücksicht nahm. Er fuhr fort, mir nach seiner Weise Vernunft zu predigen, und nachdem er seinen Vorrath erschöpft hatte, ging er seine Wege.

Unmittelbar darauf erschien Herr von Valentinois, und man kann sich vorstellen, wie er von mir empfangen ward.

Er machte es ganz wie mein Vater; alle meine Klagen, meine Zornesausbrüche, meine Vorwürfe hörte er mit größter Seelenruhe an, bis zu dem Augenblicke, wo ich ihm bestimmt erklärte, daß ich nicht mit ihm reisen würde.

„Oho!“ rief er; „was das betrifft, so ist das eine andere Sache. Ich habe den Befehl des Königs, die Einwilligung Monsieurs und des Herrn Marschalls, Sie werden also reisen, und sollte ich Sie in Ihrem Wagen anbinden lassen.“

„Sie könnten es wagen —“

„In dieser Beziehung bin ich fest entschlossen; treffen Sie also Ihre Anstalten darnach. Wir werden zwei Tage nach dem Hofe abreisen, nur werden wir eine andere Straße einschlagen.“

„Und wann werden wir zurückkehren?“

„In einem Jahre, in zwei, in drei Jahren, je nachdem meine Anwesenheit in Monaco nöthig sein wird; übrigens, wenn Sie das Land einmal kennen gelernt haben werden, werden Sie es selbst nicht mehr verlassen wollen.“

„Pfui! gehen Sie mir mit Ihrem abscheulichen Lande! Ich weiß, was es mit Ihrem so gepriesenen Italien auf sich hat, ich habe die Briefe von Madame Royale und der Frau Großherzogin gelesen, die doch noch andere Länder beherrschen, als Ihr erbärmliches Monaco.“

„Diese Prinzessinnen,“ erwiderte er mit widerlicher Zärtlichkeit, „lieben ihre Gatten nicht.“

Trotz meines Zornes hätte ich ihm beinahe ins Gesicht

gelacht. Solch eine ungeheure Selbsttäuschung ist wohl noch kaum erlebt worden.

Ich mußte nun vor allen Dingen Peguilhin benachrichtigen und besänftigen, bevor er es von Anderen erfuhr, damit er mir nicht etwa einen öffentlichen Scandal mache, und das war eben keine leichte Aufgabe; ich mußte Madame und meinen Bruder in Kenntniß setzen und sah voraus, daß diese ebenfalls ein großes Geschrei erheben würden, denn so wenig ich mich auch in ihren Liebeshandel mischte, war ich ihnen doch immer noch der einzige Schutz.

Ich bereitete mich vor, das Schwierigste zuerst vorzunehmen; ich durfte aber nicht lange warten, denn kaum hatte sich Herr von Valentinois entfernt, als Peguilhin bei mir eintrat.

Er fand mich noch in Thränen. Er allerdings weinte nicht bei der Schreckensnachricht, weil er überhaupt nie weinte, weil er mehr Festigkeit, als Zärtlichkeit besaß, wenn nicht der Stolz und der Zorn die Oberhand bei ihm gewannen.

„Ich folge Ihnen," sprach er schnell entschlossen.

„Wie wollen Sie das möglich machen? Unter welchem Vorwande?"

„Das weiß ich nicht, ich weiß nur, daß ich Sie nicht verlasse."

Ich hätte ihn anbeten können für dieses eine Wort.

Gar viele Personen haben meine Leidenschaft für ihn getadelt, haben mich beschuldigt und verurtheilt, und das ist

natürlich, weil Niemand, als diejenige, die er liebte, einen Begriff haben konnte, welch ein unendlicher Zauber in ihm lag, wie er die Geliebte behandelte — ach! so lange sie seine Geliebte war. Ich habe einige Erfahrungen in dieser Beziehung gesammelt, habe aber niemals etwas dergleichen, wie bei ihm, gefunden. Mademoiselle hat ihn wahrlich nicht umsonst zum Herzog von Montpensier und zum Grafen von Eu erheben lassen.

Wir brachten über zwei Stunden mit einander zu. Trotz meiner Trostlosigkeit waren diese zwei Stunden fast die letzten, schönen Sonnenblicke meines Lebens, denn nie war er zärtlicher, liebevoller, hingebender gewesen. Er versprach mir, Alles aufzubieten, daß wir so wenig wie möglich getrennt sein sollten, war unerschöpflich in Plänen und Vorschlägen, so daß ich mich am Ende wirklich etwas beruhigter fühlte.

Nachdem mich Peguilhin verlassen hatte, begab ich mich in meinen Dienst. Madame hatte die traurige Neuigkeit schon erfahren, und kam mir weinend entgegen.

„Sie werden bald wiederkommen, meine liebe Herzogin, denn ich vermag Sie nicht zu entbehren, und Ihren Bruder, den ich so sehr liebe.“

Was diese Liebe zu meinem Bruder betraf, so wußte ich nur zu gut, was ich davon zu halten hatte; das machte mir die wenigste Sorge, ja, ich gestehe, daß mich dies im Gegentheil sogar einigermaßen über meine Abreise tröstete.

Am unbehaglichsten befand ich mich hierauf im Hofzirkel; von allen Seiten überhäufte man mich mit Complimenten und Glückwünschen über meine Zukunft.

„Sie werden einen Thron besteigen — Sie werden regieren!“

Was kümmerte ich mich um einen Thron, und zumal um einen solchen?

Monsieur kam mir mit freudestrahlenden Blicken entgegen.

„Ich lasse Sie abreisen, Sie Boshafte; ich finde meine Rechnung in doppelter Hinsicht. Ich bestrafe Sie und Ihren Bruder zu gleicher Zeit.“

„Ich beschwöre Ew. Königl. Hoheit, diesem lächerlichen Geschwätz über den Grafen von Guiche keinen Glauben zu schenken. Trotz seines Leichtsinnes und seiner Ausgelassenheit ist er der treueste, der ergebenste Ihrer Diener.“

„Schon gut, schon gut, meine schöne Herzogin! Sie halten mich für einen Anderen. Ich halte mich aber an das, was ich gesehen habe, und Niemand wird mich davon abbringen.“

„Wenn Sie mich nur ein wenig lieben, wie Sie mir so oft gesagt haben, so lassen Sie meine Stimme zu Ihrem Herzen dringen —“

„Sie machen sich nur über mich lustig, und stehen Anderen bei, es ebenfalls zu thun.“

„Aber ich versichere Ihnen —“

„Frau Herzogin, ich glaube Ihnen Nichts mehr."

„Dann freilich — — ich bin, oder ich war vielmehr Ew. Hoheit beste Freundin, aber nach solch einer Behandlung bitte ich Sie, ferner nicht mehr auf mich zu rechnen."

„Ganz, wie es Ihnen beliebt, Frau Herzogin."

Wir schieden in großem Unmuthe von einander, was mir als ein übles Prognosticon für die Liebe Madames und meines Bruders erschien.

Ende des dritten Bandes.

Druck der C. Schumann'schen Buchdruckerei in Schneeberg.

# Der Irre von St. James.

Aus dem

## Reisetagebuche eines Arztes.

Vom

Verfasser des Inselkönigs.

**(Philipp Galen.)**

4 Bände. 4 Thlr.

Die Berliner (Vossische) Zeitung Nr. 232 vom 5. Oktober enthält über dieses Werk nachstehende mit „L. Rellstab" unterzeichnete Beurtheilung:

Wir haben hier einen Roman in vier Bänden vor uns. Bücher dieses Umfanges sind gewissermaßen wie starke Heere, sie brechen sich selbst die Bahn; doch glauben wir, der Leser werde es uns Dank wissen, wenn wir seinen Blick darauf lenken. Lange ist uns nicht ein Werk vorgekommen, bei dem wir so gefesselt gewesen wären, und zugleich so mit Wohlgefallen, mit Behagen verweilt hätten. Der Autor rechnet aber darauf, zwei Mal gelesen zu werden. Das erste Mal treibt uns die Ungeduld, den Ausgang der spannenden Situationen zu erfahren vorwärts, über die zum behaglichen Ergehen am Wege angelegten, meist heiteren, Spaziergänge hinweg. Wir wollen nur an's Ziel. Dann aber dämmert es uns in der Erinnerung auf, wie viel des Anmuthigen wir vorüber geflogen sind in diesem wilden Drang, und wir kehren gern auf die alten Plätze zurück. Die Geschichte ist einfach. Der Irre von St. James ist kein Irrer; abscheuwerthe Familiencabalen haben ihn in das Irrenhaus von St. James geführt. Die Entwickelung derselben ist das erschütternde, uns athemlos erhaltende Element in dem Buche. Aber die klar, einfach und doch oft so fein und scharfsinnig entwickelten Beobachtungen über den Wahnsinn, die Schilderung der Irrenanstalt mit ihren Einrichtungen, die Geschichte der einzelnen Wahnsinnigen, die erfinderische Art in der verschieden gestaltigen Behandlung

ihres Wahnsinns, die scharfe eigenthümliche und doch meist s[…] ganz natürliche Zeichnung der Charaktere — das sind di[…] Elemente des Buchs, die uns mit sanften, aber stark ziehenden Banden zu demselben zurückführen. Vorzüglich reizend und, wie es das Wesen einer feineren Kunst bedingt, ohne großen Aufwand der Mittel, sind die beiden Hauptgestalten gezeichnet und colorirt, der Irre von St. James selbst und seine in holder Weiblichkeit geschilderte Geliebte, vielmehr Gattin. — Bei einem Autor von solchem Talent, der so viel Positives bietet, hat der Beurtheiler die doppelte Verpflichtung, auch des Negativen zu gedenken. Das besteht für uns in dem Verhältniß, nach welchem die Elemente der Ruhe des Buchs den leidenschaftlichen gegenüber abgewogen werden. Wir möchten das Werk gerade nicht zu ausführlich und weitläuftig nennen; allein die Anordnung seiner einzelnen Theile ist nicht immer die richtige, wo der Verfasser Ruhe von uns fordert, muß er zuerst bedenken, ob sie uns möglich ist, ob er sie uns läßt. So ist z. B. eine geistreich ergötzliche Episode die Einstudirung des Königs Lear, den die Irren (zur Abziehung ihrer geistigen Beschäftigungen auf Gegenstände außer ihnen selbst) aufführen, wohl anfangs, bei der Rollenvertheilung, sehr am Platz, und nimmt unsere Theilnahme für die scharfen psychologischen Beobachtungen sehr in Anspruch; die Aufführung aber, wo wir die gefährliche Flucht des Irren erwarten, kann unsere Aufmerksamkeit nicht fesseln, weil das Gegengewicht zu mächtig ist. Dergleichen findet sich Mehreres in dem sonst wohl gedachten Buche. Selbst die Details der Flucht sind zu gehäuft; anfangs erhöhen sie die Spannung, später ermüden sie, und bewirken das Gegentheil, Abspannung — Auch in der Grundannahme der Thatsachen und Charaktere, z. B. desjenigen des alten Lords, dünkt uns Einiges zu schroff. — Dessenungeachtet ist das Buch eins, das sich zu selten hohem Werth ausprägt, und wir bleiben der Hoffnung, der Leser werde es uns Dank wissen, daß wir seinen Blick darauf gelenkt.

---